Das alte Régime.

Erzählung

von

G. P. R. James,

Verfasser des Darnley, de l'Orme, Attila,
der Zigeuner 2c.

Aus dem Englischen.

Erstes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1842.

Pso. 31908

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Widmung.

Dem ältesten, besten, weisesten meiner Freunde,

Alexander Hunter, Esquire, W. S. &c.

dargebracht

aus Dankbarkeit für viele Güte und aus altinniger Neigung

von

G. P. R. James.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorrede.

Die Benützung eines ausländischen Worts auf dem Titel des Werks nöthigt mich dem Publikum gegenüber zu einer entschuldigenden Erklärung. Allerdings hat sich der Ausdruck „Régime" in dem hier gebrauchten Sinne bei uns eingebürgert, und doch würde ich mich seiner nicht bedient haben, wäre es mir möglich gewesen, ein rein englisches Wort aufzutreiben, das den Zustand Frankreichs in socialer und staatlicher Beziehung unmittelbar vor dem Ausbruche der ersten Revolution gleich treffend bezeichnete. Gewiß hat das Buch noch in manch andern Punkten Entschuldigung nöthig, und ich appellire deßhalb an dieselbe Nachsicht, die mir das Publikum bisher in Rechnung zu bringen die Güte hatte.

Dießmal bin ich von der gewöhnlichen Anlage meiner Erzählungen abgewichen, ich schlug einen schwierigern Weg ein, faßte aber meine Aufgabe lange vor der Ausführung wohl ins Auge.

Fabel und Charakter haben die doppelte Absicht, moralischen Eindruck auf die Gemüther meiner Mitmenschen nicht zu verfehlen, neben der Möglichkeit, ihnen eine müßige Stunde auf angenehme Weise zu vertreiben.

Die Erziehung eines Mädchens von seiner Kindheit bis zu völliger Entwickelung durch einen in keinerlei Verwandtschafts-Verhältniß zu ihr stehenden Mann sollte in Verbindung mit den für Beide sich ergebenden Resultaten kein uninteressanter Vorwurf seyn, allein die geeignete Behandlung dieses Stoffes war nichts weniger als eine leichte Aufgabe. Es war mir dabei mehr um Zeichnung der feinen Charakter- und Gefühls-Nuancen zu thun, als um das Ausmalen der gröbern Kontraste, des cenischen Lichts und Schattens, und der ziemlich melodramatischen Effekte, für welche die gegenwärtige Zeit so große Vorliebe hegt. Allein ich denke, das

Publikum wird zweierlei wesentlich verschiedene Compositionsarten zu würdigen und zu lieben im Stande seyn, und beschäftigen Erzählungen voll leidenschaftlicher Scenen, Verbrechen und Drangsale seine Aufmerksamkeit in dem einen Augenblick, so wird es sich in dem andern ruhigern Gemälden des menschlichen Herzens zuwenden, sind diese nur mit Treue und Leben durchgeführt. Ob mir das gelungen, beurtheile der Leser; jedenfalls, hoffe ich, wird ihm die Erzählung soviel Interesse abzugewinnen wissen, daß er sie gerne bis zu Ende des Buchs verfolgt.

Der Charakter Annettens von St. Morin bot die besondern Schwierigkeiten dar, womit Jeder bei Schilderung der manchfachen feinen Gedanken- und Gefühls-Abstufungen zu kämpfen hat, die sich im Wechsel der Lebensbegegnisse im Gemüthe des Weibes entwickeln. Auch haben die Situationen, denen ich meine Heldin aussetzte, die Aufgabe keineswegs leichter gemacht. Dennoch vertrau' ich auf die Wahrhaftigkeit meines Gemäldes, oder vielmehr ich bin davon überzeugt. Ich musterte sämmtliche Beobachtungen, die ich im Verlauf meines Lebens über

weibliches Wesen und Benehmen zu machen Gelegenheit gehabt, etwa wie der Maler seine Farben auf der Palette anbringt, um sich ihrer zu rechter Zeit bedienen zu können. Nie fragt' ich nach meinem eigenen Gefühl in der oder jener Lage, sondern immer nach dem Gefühl des Weibs, und zwar gerade eines solchen, so erzogenen weiblichen Wesens. Ob ich das Rechte getroffen, ob ich mich geirrt, kann nur der weibliche Theil meiner Leser competent beurtheilen.

Der Charakter des Abbé, Grafen von Castelneau, gab kaum weniger zu denken. Wohl weiß ich, daß ich ihn in Folge seiner Handlungen in treffendere, dramatischere Lagen versetzen konnte, habe es aber absichtlich unterlassen, indem sich meines Bedünkens des Abenteuerlichen genug im Buche findet, um es dem bloßen Novitätenfreunde interessant zu machen, während ich falschen Glanz und Gehaltlosigkeit bei Porträtirung meiner in höherem Genre gehaltenen Charaktere in jeder Weise zu vermeiden beflissen war.

Die übrigen Personen sind menschliche Wesen,

nicht besser noch schlimmer, als wir sie in großer Anzahl unter unsern Mitmenschen finden. Mehrere Züge im Baron von Cajare sind nicht nur natürlich, sondern überlieferte Thatsachen; ja gerade alles, was sich über den gewöhnlichen Gang der Ereignisse erhebt, gehört letzteren an.

Aus mehrfachen Gründen, mit denen ich den Leser jetzt nicht belästigen will, hielt ich es für unthunlich, meine Erzählung in eine andere Regierungszeit als die Ludwigs XV. zu verlegen, obwohl die wahnsinnigen Ausschweifungen dieses Monarchen in seinen letzten Jahren seinen Hof zu demjenigen machten, dessen Schilderung man vor allem gern überhoben wäre. Doch hoffe ich, wird sich selbst in den Scenen, die in Paris oder Versailles spielen, nichts finden, was das delikateste Gefühl verletzen könnte, und gewiß läßt sich keine Sylbe ausspüren, die in der direkten oder indirekten Tendenz geschrieben wäre, das Laster in Schutz zu nehmen, gewiß keine, die eine andere Absicht hätte, als die Beförderung jener heiligen Philosophie, die von Gott stammt, und Menschen zu Gott leitet.

Mein aufrichtiger Wunsch ist, daß das Werk Dir gefalle, lieber Leser. Sollte es Dir aber zugleich nützen, sollte sich auch nur Eine Sentenz, Eine Zeile finden, geeignet, Deine Ansichten zu erheben, Deine Absichten zu reinigen, Dich von einem Irrthum abzuhalten, oder zu einer löblichen That zu ermuthigen, so ist mir mein kühnstes Hoffen gelungen, und mehr als mein Lohn zu Theil geworden.

Shrubbery, Walmer, Juni 1841.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

In einem niedrigen Raume im siebenten Stockwerke, und zwar in einer Nebengasse der Stadt Paris, im Jahre 17—, saß ein Mann im Handwerkeranzuge, nach seiner ganzen Art und Weise der untersten Klasse der Gesellschaft angehörend. Sein Gewand war beschmutzt und staubig, Gesicht und Hände nicht sonderlich reinlich, die Hemdärmel aufgestülpt bis in die Nähe der Ellbogen, und ein breites, ledernes Schurzfell, in den ersten Tagen seines Daseyns einst weiß gewesen, hing ihm, um den Leib gegürtet, über die Beine. Dem Aeußern nach war's ein kräftiger Mann, breit von Schultern, mit gewölbter Brust und sehnigem Arme; das Gesicht war nicht uneben, wenn auch nicht gerade hübsch, es hatte einen offenen, freimüthigen, obzwar etwas nachdenklichen Ausdruck, neben einer freien Stirne und einem klarverständigen, von gutem Humor zeugenden Blicke. Der Höhe nach reichte er an die sechs Fuß, dem Alter nach an die sieben bis achtundzwanzig Jahre.

Im Mittelpunkte der ziemlich geräumigen Dachstube befand sich ein Tisch, mit manchfachem Arbeitsgeräthe bedeckt. Zwei Lampen, die eine von ziemlich ungewöhnlicher Form, standen auf einer Art von Mulde, um sie her eine Menge Zangen jeder Art und Größe, nebst mehreren kleinen Feilen, zahlreichen Knäueln von Gold- und Silberdraht, einem Paar kleinen Schmelztigeln und Löffeln, einem Uhrenglase, zur Hälfte mit feinem Oel gefüllt, und einem Löthrohr, lauter Geräthschaften, die dem Auge des Geweihten auf den ersten Blick zu wissen thaten, daß unser Mann der Zunft der Filigranarbeiter angehöre. Dazumal war dieß Gewerbe in der französischen Hauptstadt sehr im Schwunge, obgleich die Juweliere und großen Goldschmiede den Hauptprofit an sich zogen, und den eigentlichen Verfertigern der mancherlei hübschen, für die Modetoilette jeder ordentlichen Dame ganz unentbehrlichen Zierrathen wenig mehr als eine kärgliche Subsistenz und die ganze Mühe ließen.

Wir führen den Leser in dem Augenblicke ein, wo der Bewohner des Gemachs in eifriger Förderung seiner Handthierung begriffen ist.

Einen schmutzigen Papierstreifen als Muster vor sich auf dem Tische führt er die wunderschöne Arabeskenzeichnung mit der ungemeinsten Pünktlichkeit und Feinheit auf einem silbernen Körbchen aus, das den Kelch einer Lotusblume vorstellt. Bald setzt er mit möglichster Schnelligkeit ein Paar Zangen an, bald handhabt er die Feile, einen kleinen Uebelstand zu

entfernen, nun befestigt er mittelst der Löthröhre das zahllose Drahtgewebe aneinander, und zwar an Punkten, wo sich die Vereinigung kaum wahrnehmen läßt. Nachdem er bei einem bestimmten Abschnitt angelangt, hält er inne, und betrachtet das Werk seiner Hände mit Wohlgefallen.

Darüber ließ sich ein leises Geräusch von der andern Zimmerseite vernehmen, ein kaum hörbares Rascheln, das aber dem scharfen Ohr unseres Parisers nicht entging. Er erhob sich vom Stuhle, legte Zange und Korb beiseite, schlich sich leise über den Stubenboden, und sah in die Wiege, die nur ein Paar Fuß vom Kamin entfernt stand.

Darin lag ein Kind, schön wie man es sich denken konnte, ein Mädchen, fein, gesund, rosig, als böte es Trotz all den traurigen Uebeln der Armuth, die es hier umgaben. Es war so eben erwacht, und beim Anblick des wohlbekannten Gesichts lächelte es heiter und streckte die kleinen Arme empor. Der Handwerker sah ihm eine Weile gedankenvoll zu, dann schüttelte er den Kopf und sagte mit einem Athemzuge, der wie ein Seufzer klang: „Ich darf Dich nicht herausnehmen, denn ich habe Dir nichts zu geben. Schlafe, schlafe, mein Herz, ich muß arbeiten für Brod.“ Dabei setzte er die Wiege sanft in Bewegung, und suchte das Kind wieder in Schlaf zu lullen durch eines der kleinen Liedchen, die noch jetzt in Frankreich gäng und gäbe sind. Es gelang ihm, und er fuhr noch eine Weile in seinen Bemühungen fort, um seinen Sieg

über den Gott des Schlummers zu sichern, als die Thüre aufging und ein wohlgebildetes Weib von seinem Alter, leise eintretend, sich ihm nahte. In ihrem Blicke lag jene Mischung von Sorge und Schüchternheit, wie wenn man eine Botschaft bringt, die jedenfalls widerwärtig ist, vielleicht sogar verletzt. Und doch sah unser ehrlicher Handwerker so gar nicht aus, als wäre er leicht zu beleidigen, als könnte sich ein Weib nur mit Angst und Zittern ihm nahen.

„Nun, Margiette," begann er leise, „gab er Dir Geld?"

„Nicht einen Sou," erwiederte sie traurig; „er sagte, er hätte in seinem Leben keinen Pfennig je vorausbezahlt, und werde es auch nie thun."

Der Mann biß sich in die Lippe und seine Stirne wurde vorübergehend finster. „Schon gut," sagte er mit einem Lächeln, dem sich ein Seufzer anschloß, „jedenfalls hat er nicht ganz unrecht."

„Auch äußerte er sich," sagte die Frau, „Du habest die letzte Bestellung, die Vinaigrette, * nicht zur versprochenen Zeit abgeliefert."

„Wie konnt' ich?" brach der Mann heftig los. „Verbrannt' ich mir nicht die Hand? konnt' ich mit der geschwollenen Hand feine Arbeit zu Stand bringen?"

„Aber er sah Dich auf dem Markte zu Charenton," versetzte sie.

„Ohne Anstand," war die Antwort, lachend vorgebracht. „Ich gehe ja nicht auf den Händen, und so

* Gefäß zur Aufbewahrung des Essigs.

konnt' ich Charenton erreichen, obwohl zur Arbeit unfähig. Aber Du weckst das Kind auf, Margiette! — ich muß die ganze Nacht aufbleiben und arbeiten, und morgen den ganzen Tag dazu. Morgen vor sieben kann ich den Korb fertig bringen. Es ist mir blos um das Kind, was läßt sich für es thun? — Höre, Margiette, trage die Lampe hier zur Trödlerin, ich kann sie entbehren, und sieh', was sie Dir dafür gibt. Das arme Tröpfchen muß was zu essen haben und Du auch, Margiette; ich kann dessen entrathen."

Die Frau hatte ihn fortwährend schüchtern angeblickt, als läge ihr etwas auf dem Herzen, das sie nicht zu äußern sich getraue, nun aber antwortete sie: „Ich habe was mitgebracht für das Kind, Pierre, hier im Korbe."

„Aber wie?" fragte der Mann ziemlich scharf. „Wie bist Du dazu gekommen?"

„Nein, sey nicht böse, ich hätt's nicht genommen, Pierre, wär's nicht um des Kindes willen. Er waren drei Herren in Herrn Fiteaus Laden, sie ließen Gold wechseln, und kauften etwas Borten. Der Eine, ein Abbé, als er mich dem Weinen nahe sah über Fiteaus abschlägige Antwort, fragte mich aus. Ich sagte ihm, ich würde es nicht so sehr zu Herzen nehmen, da mein Mann bald fertig werde, allein ich hätte ein Kind, und eines Kindes Hunger könne nicht warten. Da bot er mir etwas Geld. Ich wollte nicht mehr nehmen als einen halben Livre, denn ich dachte mir, Du wür-

dest böse werden, aber auf dem Wege kaufte ich das kleine Brod hier und etwas Milch für das Kind, und da," fuhr sie fort, „sind noch fünf Sous heraus. Erlaubst Du's, so geh' ich und hole was für Dich zum Nachtessen."

„Nein," sagte der Ehemann, „nein. Zwar hattest Du Recht, gutes Weib, das Geld des Kinds wegen zu nehmen, aber ich bringe das Brod der Barmherzigkeit nicht hinunter, so lange ich arbeiten kann. Mach' was zurecht für die Kleine und Dich, ich kanns bis morgen schon aushalten."

Die Frau weigerte sich einen Bissen zu genießen, wenn er nicht Theil nehme, und wie gewöhnlich trug ihre Beharrlichkeit den Sieg davon. Sie theilten das Brod in drei Portionen, legten eine zusammt der Milch für das Kind zurück, und genoßen jedes seinen Theil. Das Weib aß mit stiller, ruhiger Ergebung, der Mann aber brachte ein Paar Bissen mit Noth hinunter, warf dann die Kruste auf den Tisch, und brach mit dem Ausrufe in Thränen aus: „Das Erstemal, daß ich Brod esse um Gotteswillen! O, wär's das letzte!"

Indem er noch sprach, ward an die Thüre geklopft, die Klinke gab nach, und ein Fremder trat ein. Er trug das Kleid eines Abbé, das, theilweise geistlichen Zuschnitts, diejenigen auszeichnete, welche die sogenannten ersten Gelübde abgelegt, die sie der That nach zu soviel als nichts verbanden. Ueberdieß konnte man sie nach Belieben wieder abschwören, und selbst während ihrer Dauer hinderten sie nicht an unbeschränk-

tem Verkehr mit weltlichen Dingen, so daß ihre Bekenner jedweden Vergnügens genießen konnten, und nur zu oft an allen Lastern der Gesellschaft Theil nahmen. Allerdings durfte ein Abbé vor Abschwörung des Gelübdes nicht in den Ehestand treten, diese Beschränkung war aber natürlich nur eine Veranlassung zu um so größeren Ausschweifungen, so daß man sprichwörtlich von einem mit zahlreicher Familie gesegneten Ehemann zu sagen pflegte: „Er hat soviel Kinder als ein Abbé."

Der Eintretende mochte fünf bis sechsunddreißig Jahre haben, er war ein hübscher kräftiger Mann, obzwar etwas bleich von Farbe, und die Augen hatten trotz ihrer sich zu nahe berührenden Lage einen gefälligen Ausdruck. Ein gewisses Krümmen der Oberlippe kündigte innere Bitterkeit an, mochte sie von vereitelten Wünschen herrühren, oder die Folge eines von Natur sarkastischen Geistes seyn.

Vielleicht liegt ebensoviel Charakteristisches in unserer Haltung, namentlich im Schritte, als in den Gesichtszügen, und der Schritt unseres Abbé konnte wirklich originell genannt werden. Er war langsam und geräuschlos, aber fest und bestimmt. Trotz der nichts weniger als runden Schultern trug der Mann den Kopf etwas vorwärts gebeugt, und blieben die großen schwarzen Augen auf einem Gegenstande haften, so schloßen sie sich zur Hälfte, aber ohne daß die geringste Bewegung, das mindeste Abweichen sichtbar wurde.

Trotz ihrer Schärfe gab ihr Ausdruck die Geheimnisse des Herzens nicht auf die leiseste Weise kund; an Fragen ließen sie es nicht fehlen, aber das Antworten war nicht nach ihrer Art.

Damit will ich aber dem Gesichte seinen individuellen Charakter nicht absprechen, denn es hatte diesen in sich selbst, wenn auch der Ausdruck einzig nach dem Willen des Mannes, nicht nach seinen Gefühlen wechselte. Bei gegenwärtiger Gelegenheit spielte ein wohlwollendes, mildes Lächeln um die Lippe, und der breitrandige Hut, der beim Eintritt seinen Sitz auf dem Kopfe behauptet, flog plötzlich, als der Mann dem Tische näher kam, herunter. Der Drahtarbeiter und seine Ehehälfte erhoben sich, und während letztere sich tief verneigte, faßte Jener mit fragendem, ziemlich scharfen Blicke den Fremden ins Auge. Dann wendete er sich schnell ab nach dem Kamin, und ließ seine Blicke über die ersterbenden Reste des kleinen Feuers gleiten, bis sämmtliche Spuren seiner letzten Gemüthsbewegung von seinem Gesicht verschwunden waren.

„Ich habe mich seither nach Eurer Lage erkundigt, gute Frau," sagte der Abbé, „und selbst der Bericht des hartherzigen alten Wucherers Fiteau über Euch und Euren Mann erregt meine Theilnahme für Euch und den Wunsch zu wissen, ob ich Euch dienen kann."

Die Frau zögerte und auch Pierre wendete sich schweigend gegen den Fremden, und sah ihm eine Minute lang an mit fragendem, etwas zweifelhaftem Lächeln. Endlich erwiederte er: „Wir sind Euch bereits

vielen Dank schuldig, lieber Herr, es ist freilich was Leichtes, armen Leuten, wie wir, zu dienen."

„Nicht immer," versetzte der Abbé ohne die Miene zu verziehen; „Jeder auf dieser Welt hat seine eigenen Ansichten, und ich weiß schon, daß es sich mit Euch gleicherweise verhält."

„Wie so, lieber Herr?" fragte der Mann mit spähendem Blicke, „hab' ich Euch etwa schon gesehen?"

„Nicht, daß ich wüßte, guter Freund," war der von einem Lächeln begleitete Bescheid, „aber auf Eure Frage ist die Antwort leicht. Es mögen sich keine zehn Männer vom Könige abwärts in Paris befinden, die, böte ich ihnen ein Halbdutzend Livres, sie ausschlagen würden. Vor zwanzig Minuten bot ich Eurem Weibe hier in ihrer Drangsal eine Handvoll Münze, die ich just eingewechselt. Sie begnügte sich mit einem halben Livre, und auf mein Drängen mehr zu nehmen, entschuldigte sie sich mit dem Unwillen ihres Mannes. Habe ich somit nicht Grund zu sagen, daß Ihr Eure eigenen Ansichten habt? — Aber lassen wir das beiseite; sagt, kann ich Euch dienen, und wie?"

„Weiter nicht, denk ich, mein Herr," erwiederte unser Arbeiter in gemildertem Tone, „als daß Ihr ein Paar Kleinigkeiten dieser Art bei mir bestellt." Und damit wies er auf das Körbchen, an dem er arbeitete.

Der Abbé nahm es auf und betrachtete es. „Wirklich ein recht hübsches Stück," sagte er, „kommt, ich kauf' es Euch ab, und bezahle es auf der Stelle — obwohl ich leider," setzte er hinzu, „weder Frau noch

Kinder habe, ihnen mit solchem Spielwerk Freude zu machen. Was ist der Preis?"

„Mein lieber Herr, das kann ich Euch nicht ablassen," erwiederte der Mann, „es ist Herrn Fiteau zugesagt, aber in Bälde schaff' ich Euch ein anderes ganz ähnliches."

„Ihr könnt ihm ja ein anderes machen," versetzte der Abbé, etwas heftig. „Warum mich warten lassen, der ich Euch zu dienen beflissen bin, und nicht ihn, der nichts für Euch thut?"

„Weil ich es ihm versprochen," erwiederte der Mann einfach. „Mein Wort kann ich nicht brechen."

„Da habt Ihr Recht," war die Antwort; „Eure Ehrlichkeit gefällt mir, und Ihr sollt mir ein anderes machen. Wie hoch kommt es, guter Freund?"

„Das weiß ich selbst kaum," erwiederte Jener. „Herr Fiteau bezahlt mir fünf Livres für die Arbeit, und liefert das Silber; wie er es verkauft, kann ich nicht sagen."

Der Fremde hob das Körbchen nochmals in die Höhe, und betrachtete es mit ernster Miene, indem er in sich hineinmurmelte: „Der Wucherer! — Aber wie viel mag es an Silber halten?"

„Etwa sechs bis sieben Livres, in Draht gesponnen," antwortete der Mann.

„So gibt er Euch also fünf," versetzte der Abbé, „und nimmt vierzig für sich ein. Doch weg damit! Hier, mein Freund, sind zehn Livres Draufgeld; bringt Ihr mir die vollendete Arbeit, bekommt Ihr noch zwanzig

dazu. So kostet es mich immer nur die Hälfte dessen, womit mich Fiteau dafür belasten würde."

Der Drahtarbeiter ließ den Abbé das Geld auf den Tisch legen, ohne daß er es zu sich nahm. Doch schielte er mit verlangendem Blicke darnach, und sagte endlich: „ich würde keine Vorauszahlung wünschen, wärs nicht des Kindes wegen. Es wird uns schwer, uns durchzuschlagen, lieber Herr, und die Wahrheit zu sagen, das arme Tröpfchen wird zuweilen sehr knapp gehalten. Diese Nacht war ich in der Verlegenheit, etwas von meinem Handwerkszeug verkaufen zu müssen, oder den Wurm bis morgen Abend hungern zu lassen."

„So sagte mir Euer Weib," erwiederte der Abbé, „und deßhalb kam ich her. Hängt Ihr an dem Kinde?"

Der Mann sah ihn eine Weile mit fragenden Augen an, dann versetzte er: „Ja wohl hängen wir mit ganzem Herzen an dem Kinde! Könnt Ihr daran zweifeln, Herr?"

„Gut," war die Antwort, „ich hab' Euch einen Vorschlag zu machen, der Euern Beifall finden wird. Es geht mir ein Gegenstand ab, dem ich in dieser Welt meine Neigung zuwenden könnte. Ich habe manch reiches Beneficium, und dabei nur wenig zu sinnen und zu sorgen. Gebt mir Euer Kind, ich erziehe es, nehm' es an Kindesstatt an, bring' es zu Reichthum und Ansehen. Was sagt Ihr dazu, willigt Ihr ein?"

Der Vorschlag war in jeder Beziehung ein außerordentlicher, denn man darf nicht vergessen, daß dazumal der Standesunterschied in Frankreich mit der

äußersten Strenge durchgeführt wurde. War' auch im Ganzen nichts Wunderbares dabei, wenn ein vermöglicher Abbé das Kind eines mittellosen Adeligen an Kindesstadt annahm, so hätte sich doch der Drahtarbeiter und seine Frau die Möglichkeit, daß die Wahl auf den Sprößling eines armen Roturier oder Handwerkers fallen könnte, bis diesen Augenblick nicht träumen lassen. Und doch, so seltsam es klingen mag, schien das Anerbieten Beide nicht sonderlich zu überraschen.

„Gebt Ihr uns einige Zeit zur Ueberlegung?" fragte der Mann ohne Umschweife.

„Wie lange wollt Ihr haben?" war die Gegenfrage.

Der Drahtzieher besann sich eine Weile, und verlangte dann vier Tage, was der Fremde zugestand. Nach einigen Hin- und Wiederreden über die Lage und Verhältnisse des Ehepaars gab ihnen der Abbé seine Adresse und verließ sie.

Der Mann setzte nun seine Arbeit am Korbe die ganze Nacht hindurch fort, aber trotz seiner bedeutenden Fortschritte bis zum Anbruch des Morgens war das Werk noch nicht fertig, als das Tageslicht zum hohen Fenster hereinzulugen begann. Kaum bemerkte Pierre die erste Spur des erwachenden Tages, so wusch er sich Gesicht und Hände, warf Schurzfell und Jacke rc. ab, und zog seinen Sonntagsstaat an. Dann steckte er fünfe von den Livres zu sich, die ihm der Abbé gegeben, und weckte sein Weib, die sich niedergelegt, mit einem Kusse. Er sagte ihr, daß er sich entferne,

aber unfehlbar vor Ablauf des dritten Tags wieder da seyn werde, stieg die lange, enge Haustreppe hinab, und trat auf die Straße.

Lebhaften Schritts und entschlossenen Blicks eilte der Handwerker zum Thore hinaus, durch die Vorstädte, und ohne anzuhalten über St. Denis, Ecouen und Luzarches nach Chantilly, das er Nachmittags vier Uhr erreichte. Es war ein tüchtiger Marsch gewesen bei einem sehr staubigen Wege, und unser Mann weihte hier eine Stunde der Erfrischung und Erholung. Nach Verlauf derselben setzte er seinen Stab weiter fort über Creil bis zum freundlichen Dörfchen Cauffry unter Liancourt, wo er Nachtlager hielt. In der Frühe des nächsten Morgens war er schon wieder auf den Beinen, die reiche und anmuthige Gegend um Clermont durchstreifend, bis er über Thal und Hügel, Bäche und Felder die hübsche Stadt selbst erreichte, die ihm wohl bekannt zu seyn schien, denn er hielt zwei-, dreimal bei alten Bekannten an. Von mehreren mochte er Dinge vernehmen, die ihm unlieb waren, denn seine Miene ward traurig, und als er die Stadt hinter sich hatte, förderte er seine Schritte noch mehr, durch Fitzjames und Argenlieu eilend, wo er sich von der Heerstraße dem Laufe der Arre zuwandte, bis er zu Dorf und Schloß Argencerre gelangte. Auf die Entfernung einer Viertelstunde von der Dorfkirche meinte er Klagetöne das Thal herauf zu vernehmen, er eilte die Seite des Hügels hinauf, und sah einen langen Trauerzug vom Schlosse gegen die Kirche sich

bewegen. Ein Paar Minuten starrte er mit in einander geschlagenen Händen nach jener Seite, dann ließ er sich auf eine Bank nieder, verhüllte sich die Augen und weinte. Was immer der Grund dieser Gemüthsbewegung war, der Zweck seiner Reise schien beseitigt; denn ohne weiter vorzugehen, wandte er sich und eilte Paris zu.

Zweites Kapitel.

Am Morgen des vierten Tages nach dem Besuche des Abbé stand Pierre Morin mit seiner Ehefrau Margiette in Mitten ihrer Dachstube. Die Frau hielt das schöne Kind in den Armen, während der Mann in Verrichtung einer, wie es schien, barbarischen Operation begriffen war. Er zog nämlich mit einem der kleinen, scharfgespitzten Messer, deren er sich bei seiner Arbeit bediente, zwei oder drei feine Linien über des Kindes Arm, und zwar am obern Theil desselben, so daß sie vom Gewandte bedeckt wurden. Das Kind schrie nicht, noch gab es sonst ein Zeichen des Schmerzes von sich, vielmehr lächelte es dem Manne zu, obgleich die Anfangs farblosen Linien im nächsten Augenblick deutlich sichtbar wurden unter der Gestalt eines Malteser Kreuzes, und wenige Tropfen Bluts aus denselben herausdrangen. Sobald der Handwerker letzteres gewahr ward, öffnete er eine Büchse mit schwarzem Pulver, und rieb damit die wunde Stelle. Nun

erst schien diese zu schmerzen, denn das Kind begann zu schreien, der Vater wußte es aber bald durch einen zärtlichen Kuß zu geschweigen, wobei er sagte: „Es ist zu deinem eigenen Besten, kleines Herz. — Komm Weib," fuhr er fort, „wickle den Arm wohl ein, und laß uns gehen. — Gottes Segen über deine lieben Augen, Kind! es mag lange währen, bis ich sie wieder sehe!"

Die Frau nahm das Kind auf den Arm, der Mann setzte den Hut auf, und sie machten sich zusammen auf den Weg durch die langen, lebhaften Straßen, bis sie in eine freiere, gefälligere Umgebung längs eines der breiten Quays gelangten. Hier passirten sie die Seinebrücke und näherten sich dem Palais Luxembourg. In einer der besten Straßen dieses Stadtviertels hielten sie vor einem schönen, hohen Hause, dessen offen stehende Thüre den Blick auf die steinerne Treppe frei ließ, die nach damaliger, bis auf diesen Tag nur zu häufig in der französischen Hauptstadt fortdauernden Sitte mit dem widrigsten Schmutze bedeckt war. Unter der Einfahrt stand ein Mann, seinem Aeußern nach dem Handelsstande angehörig, oder etwa der Intendant eines Edelmanns. Pierre Morrin fragte ihn mit einer tiefen Verneigung und in demüthigem Tone, ob hier der Abbé von Castelneau wohne.

Der Mann trat ein wenig auf die Seite, als wolle er Platz machen, und sagte: „Au second," das sich übersetzen läßt: „Zwei Stiegen hoch." Mehr sprach er nicht, und mit gleicher Schweigsamkeit begannen

Pierre Morin und Margiette die lange, schmutzige Treppe hinanzusteigen, die zu den Zimmern des Abbé von Castelneau führten. Dem Ehepaar fiel es etwas auf, daß der Abbé in sogenannten „Chambres garnies“ wohnte. Dazumal stand ein solcher Haushalt tief unter dem, was man „dans ses meubles“ oder mit andern Worten „in seinem eigenen Hause“ nannte. Denn im Allgemeinen hatten alle Leute von Bedeutung entweder ihr eigenes Hotel, ihre eigenen Zimmer und Einrichtung, oder wurden ihnen letztere von ihren reichern Verwandten geliehen, die in ihren geräumigen Wohnungen mit allem damals in Paris gebräuchlichen fürstlichen Gepränge residirten. Noch ein anderer Umstand gereichte unserem Paar zum Befremden, daß nämlich ein Mann von dem Aussehen und augenscheinlichen Reichthume des Abbé von Castelneau ein solches Stadtquartier zum Aufenthalte wähle. Freilich waren die Häuser in der Nähe des Luxembourg weit besser als um das Palais royal herum, allein die Mode entschied sich nun einmal zu Gunsten der letztern, und so kosten zwei Gemächer nebst Vorzimmer in der Straße St. Honoré doppelt soviel als ein Haus in der Nähe des Luxembourg.

Wie gesagt entgingen diese Wahrzeichen dem guten Handwerksmanne nicht, allein dennoch stieg er mit seiner Ehehälfte festen Tritts die Treppe hinauf, machte vor einer Thüre im zweiten Stockwerke Halt, und klopfte keck um Einlaß. Ein Lakey in grauer Livree öffnete, und führte Beide, nachdem er sich kaum mit Einem

Wort um ihr Begehr erkundigt, bei seinem Herrn ein, der nach der Sitte der Zeit in seinem Schlafgemache saß. Bei ihrem Eintritte erhob der Abbé die sanften, ruhigen Augen zu ihnen, ohne die geringste Spur von Vergnügen oder Verwunderung auf seinem Gesichte.

„Gut, mein Freund," begann er, „der Anblick des Kindes gibt mir Euren Entschluß zu erkennen, aber Ihr hättet mich zuvor benachrichtigen sollen, ich bin nicht ganz vorbereitet."

Mit diesen Worten bewegte er sich vorwärts und herzte die Kleine, die über dem fremden Gesicht nicht im Geringsten erschrack. Im Gegentheil lächelte sie mit kindischer Lust beim Anblick der blendend weißen Zähne, die über den Liebkosungen des halb geistlichen Herrn mehr als gewöhnlich sichtbar wurden. Selbst als er das Kind auf den Arm nahm, wobei er sich nichts weniger als gewandt anstellte, gab es keine Spur von Scheu zu erkennen, vielmehr sah es heiter und zufrieden drein. Eine ungewöhnliche Freundlichkeit drückte sich auf dem Gesicht des Abbé aus, indem er zugleich sagte: „Vielleicht mag es seyn!"

Die beiden Gatten verstanden den Sinn dieser Worte nicht, aber dem Kopfe unseres Handwerkers mangelte es nicht an einer guten Dosis gesunden Menschenverstands, und nachdem er dem Abbé eine Weile seine Freude an dem Kinde gelassen, sagte er: „Wir haben es nach Eurem Wunsche hergebracht, gnädiger Herr, und obgleich wir uns ungern von ihm trennen,

so wollen wir es doch Eurer Sorgfalt überlassen, aber unter einer Bedingung!"

„Wie?" sagte der Andere, „unter einer Bedingung! und wie lautet diese?"

„Nur diese, Herr," antwortete der Mann, „daß Ihr mir schriftlich versprecht, das Kind gut und ehrlich zu erziehen, und ihm eine Mitgift gebt, dem Stande angemessen, zu dem Ihr es erhebt."

Der Abbé lächelte mit einem seiner kaltruhigen Blicke, und erwiederte: „Ihr seyd ein Philosoph, Freund, aber Euer Begehr ist recht und billig, und ich will Euch zufrieden stellen. Könnt Ihr schreiben?"

„O ja," war die Antwort, „ich der ich unterm Dache wohne, schreibe besser als Mancher, der weiter unten logirt."

„Wohlan denn," sagte der Abbé, „setzt Euch dort an den Tisch und schreibt genau nieder, was ich versprechen soll. Inzwischen bespreche ich mich mit Eurem Weibe über Alles, was sich auf die Behandlung des Kindes bezieht."

Der Handwerker that nach seinem Geheiß, und der Abbé ließ sich mit der guten Margiette in ein weitläufiges Kapitel ein, das zur Genüge bewies, daß er über seine neue Aufgabe in jeder Beziehung reiflichst nachgedacht hatte. Ueber Kleidung, Nahrung, bisherige Behandlung wurden die nöthigen Erkundigungen eingezogen, dann rief er seinem Diener, und hieß ihn eine Person, die er Donnine benamste, aufsuchen.

Mittlerweile war der Filigranarbeiter mit seinem

Werke zu Stande gekommen, und der Abbé durchlief das Papier, wobei er sich eines Lächelns nicht ganz enthalten konnte. „So möchte es sich kaum thun," sagte er, „aber ich kleid' es in eine andere Sprache," und nun schrieb er nieder: „Ich, Ferdinand von Castelneau, anerkenne aus den Händen Pierre Morrins dessen Tochter — — empfangen zu haben, um dieselbe wie mein eigen Kind aufzuerziehen. Ich verpflichte mich hiedurch feierlich gegen ihn, dem Kinde eine so sorgfältige, gute Erziehung zu geben, und im Falle seiner Verheirathung eine so ansehnliche Mitgift, als wäre es in Wirklichkeit meine eigene Tochter. — Wie heißt die Kleine?" fragte er, als er fertig war.

„Annette, gnädiger Herr," sagte der Handwerker, „Annette."

Der Abbé schrieb den Namen in die leergelassene Stelle, und händigte Pierre Morrin das Papier ein mit der Frage, ob es ihm genüge. Dieser erklärte sich nach fürsichtigem Durchlesen zufrieden, fügte aber bei: „Ihr werdet sie uns doch zuweilen sehen lassen, gnädiger Herr?"

„Ich werd' es Euch nie verweigern, wenn Ihr Euch an mich wendet," erwiederte der Abbé, „aber natürlich wird Letzteres nicht zu oft der Fall seyn. Ihr zeigt Eure Anhänglichkeit an sie am Besten, wenn Ihr mich möglichst in dem Wahne laßt, sie sey mein leiblich Kind, und sie im Glauben, ich wäre ihr Vater."

Der Diener im grauen Kleide kam in diesem Augenblick zurück mit einer äußerst reinlichen Frauensper-

son von anständigem Aeußern, allem Anschein nach in den Fünfzigen. Der Abbé hob gegen Pierre Morrin und seine Frau den Finger empor und sagte: „Kein Wort! — Hier ist das Kind, von dem ich Dir sagte, Donnine. Nimm es der guten Frau ab, Du bist von nun an seine Bonne. Sey ihm freundlich und such es zufriedenzustellen."

„O das will ich, gewiß recht bald," antwortete die Angeredete, eine heitere, noch ziemlich rüstige Picardin. „Gewiß soll es mir gewogen seyn. — Komm, Herzchen." Damit nahm sie das Kind Margietten vom Arme, die es zu wiederholten Malen küßte, und ein Paar natürliche Thränen nicht zurückhalten konnte. Der Abbé unterzeichnete die Handschrift, und gab sie dem Handwerker, dem er dann mit seiner Frau ins Vorzimmer winkte, wo er ihm etwas Geld anbot. Aber Morrin strich es mit der Rückseite der Hand von sich, und sagte im Tone des Unwillens: „ich verkaufe das Kind nicht, mein Herr." Dann setzte er sich gegen die Thüre in Bewegung, hielt dort einen Augenblick an, seiner Frau zu rufen, die mit ihren Worten noch nicht zu Ende war, und ließ den Abbé mit seiner neuen Bürde allein.

Drittes Kapitel.

Die Scene, die wir so eben angesehen, fiel Montags am 20. März vor in dem bereits angegebenen Jahre.

Als sich der Abbé allein sah, ging er ins Schlafzimmer zurück, wo er das Kind mit der guten Donnine gelassen. Beide sahen das Kind ein Paar Minuten schweigend an, bis endlich der Abbé fragte: „Was meinst Du, Donnine?"

„Ich weiß nicht, was ich davon denken soll, mein Sohn," war die Antwort, „aber ich bin gewiß, was Ihr thut, ist recht." Damit jedoch der Leser über unsere neue Bekanntschaft nicht im Zweifel sey, vorzüglich wegen des vertraulichen Ausdrucks „mein Sohn," ziehen wir den Schleier von Donninens Geschichte zurück.

In früher Jugend war sie Kammermädchen bei des Abbés Mutter gewesen, und zwar ein recht gutes, vortreffliches Mädchen. Bald nach der Verheirathung in die Familie Castelneau brachte ihre Gebieterin eine Heirathspartie zwischen dieser ihrer hübschen Begleiterin und dem alten Hausmeister von ihres Gemahls älterem Bruder, dem Grafen von Castelneau, zu Stande. Unvermuthet verließ der Hausmeister die gräfliche Familie in der Hoffnung, sein Glück in der guten Stadt Paris zu machen. Es waren die Zeiten der Regentschaft und toller Speculationen. Der arme Hausmeister gerieth mit seinem Bischen Geld den Financiers und Spielern der Hauptstadt in die Hände, brachte sich und seine Familie an den Bettelstab, und um dem Elende dieser Welt zu entgehen, stellte er sich freiwillig vor den Richterstuhl einer anderen. Die arme verlassene

Donnine, ohne einen Sous und mit der nahen Aussicht, für ein zweites Wesen sorgen zu müssen, suchte ihre ehemalige Herrschaft im Süden auf, und ward von Frau von Castelneau, die gleichfalls am Vorabende ihrer Niederkunft stand, äußerst freundlich aufgenommen. Donninens Kind starb wenige Stunden nachdem es seine Augen dem Lichte der Welt geöffnet, während der Sohn ihrer Gebieterin kräftig und gesund zu Tage gefördert ward, und nun trat Donnine wieder in den Dienst der Familie, und zwar in der bescheidenern, ob zwar wichtigern Eigenschaft einer Säugamme. So war der Abbé von Castelneau im eigentlichsten Wortsinne ihr Pflegesohn, und was auch seine Fehler und Irrthümer seyn mochten, und leider waren ihrer sehr viele! ihr hatte er immer dieselbe unveränderliche Güte erwiesen und in guten wie in bösen Tagen — sein Leben hatte auch an letztern eine hübsche Zahl aufzuweisen — hatte er Donnine stets bei sich behalten, und für ihre Bedürfnisse und Wünsche Sorge getragen.

Ihrerseits war sie ihrem Pflegsohne mit der vollen Liebe einer Mutter und der Bewunderung einer anhänglichen Dienerin zugethan. Es fehlte ihr keineswegs an gesundem Verstand und lebendiger Auffassungsgabe. In gewöhnlichen Fällen urtheilte sie über Recht und Unrecht so scharfsinnig als Jemand, aber kam der Abbé von Castelneau mit ins Spiel, so schien sich ein Nebel über ihre Augen zu senken, der sie die Gegenstände im natürlichen Lichte zu sehen verhinderte und Alles, was

ihr Liebling that, kam ihr vortrefflich, bewundernswürdig und gerecht vor.

Das Kind merkte bald, daß es sich in fremden Händen befand, und daß Die, welche es bisher geliebt, es verlassen. Es vergoß einige Thränen, ließ sich aber bald geschweigen, und bei seinem heitern Temperament und gesunden, von keinem körperlichen Schmerz gestörten Wesen waren die Tropfen schnell getrocknet. Auf den Boden gelegt unterhielt es sich eine Stunde lang in dem eifrigen Bemühen, einen Rosenkranz nebst Kreuz zu haschen, die der Abbé just außer seinem Bereich hingelegt hatte. Es war kein übler Anblick, das schöne Kind in beständiger Thätigkeit nach dem unerreichbaren Ziele, daneben der ruhige, nachdenkliche Mann mit dem tiefernsten Auge, ihm mit gespannter Theilnahme zusehend, und zuweilen in ein ungewohntes Gelächter ausbrechend, wenn er den Rosenkranz in demselben Moment etwas zurückzog, wo die kleine Hand ihn zu ergreifen im Begriffe war.

Die ganze Zeit über befanden sich Kind und Abbé allein, denn nach kurzer Rücksprache zwischen diesem und Donnine hatte sich Letztere entfernt, um sich nach bessern Kleidern für die Kleine umzusehen, da das Mitgebrachte ziemlich ärmlich und überdieß etwas anomaler Natur war. Einige Artikel waren von sehr grobem Zeuge, vornehmlich die äußern Stücke, während die innern ziemlich fein, ja kostbar waren.

Wir begleiten die gute Frau an den Ort, wo sich

dergleichen Bedürfnisse leichter auftreiben ließen, als sonst wo in der französischen Hauptstadt. So seltsam es klingen mag, gelangen wir auf den Richtplatz von Paris, den sogenannten Grèveplatz, müssen aber dabei nicht vergessen, daß Montags keine gesetzliche Hinrichtung vollzogen werden durfte. Zum Ersatz ward wöchentlich an diesem Tage eine Art Markt gehalten, genannt der Heilige-Geist-Markt, wo jedes denkbare Kleidungsstück — gewöhnlich aus zweiter Hand, bisweilen auch neu — an derselben Stelle zum Verkauf ausgelegt war, wo sonst der blutige Arm des Gesetzes seine Macht übte. Ich kann die seltsame Scene nicht besser beschreiben, als mit den Worten eines damaligen Schriftstellers, die also lauten: „Hier kaufen die Weiber geringerer Handwerker und andere ökonomische Frauenspersonen ihre Mützen, Kleider, Röcke, und selbst Schuhe, Alles schon fertig. Die Auflaurer der Polizei sehen sich hier um nach den Jaunern und geringern Dieben, welche Taschentücher, Servietten und sonstige gestohlene Waaren hier abzusetzen pflegen. Selbst an dieser Stelle ist man vor Dieben und ähnlichen Beutemachern nicht sicher, denn sogar der ominöse Name des Grèveplatzes ist nicht im Stande, ihnen heilsame Betrachtungen einzuflößen. Man sollte meinen, die weiblichen Kleidungsstücke einer ganzen Provinz wären hier niedergelegt, oder man habe die Spolien einer Amazonennation vor sich. Unterröcke, weibliche Obergewänder liegen in Haufen da, von denen man nach Belieben auswählen kann; hier wird die Robe einer Präsidenten-

frau von einer Kupplerin gekauft, dort probirt eine Grisette die Haube einer gräflichen Kammerzofe. Alles zieht sich hier vor Aller Augen an, und bald werden sie selbst die Unterkleider öffentlich zu wechseln sich nicht entblöden. Die Käuferin weiß nicht, woher das Mieder stammt, um das sie feilscht, noch kümmert sie sich im Geringsten darum, und das unschuldige arme Mädchen legt unter den Augen ihrer Mutter die Schnürbrust an, in der gestern Abend noch das wollüstige Opernweib tanzte. Alles scheint durch den Verkauf gereinigt, oder wenigstens durch das Erbinventar. Da hier Frauenspersonen in beiden Rollen thätig sind, der kaufenden und verkaufenden, so wird auf beiden Seiten laut genug verhandelt, und man hört schon in der Ferne das Geschrei lebhafter, uneiniger Stimmen. In der Nähe wird die Scene weit interessanter, denn betrachten Weiber weiblichen Putz, so nimmt ihre Physiognomie einen ganz besondern Ausdruck an. Abends verschwindet der ganze Plunder wie durch Zauber, und kein Lappen bleibt zurück. Aber unfehlbar thut sich das unerschöpfliche Magazin nächsten Montag wieder auf."

In der großen Republik des Heiligen-Geist-Marktes gab es verschiedene Grade und Klassen, einige Läden höher und aristokratischer als die andern; Personen, welche die Anführer spielten, andere, die sich führen ließen, wie all das in der alten Römerrepublik sich zutrug, und in jeder andern Republik, die jemals war oder seyn wird. Denn ach und aber ach!

was ist der Senator anders als ein Pair, was anders Consule, Dictatoren, Präsidenten als Könige — außer daß sie, wie die arme Ophelia sagt, „ihre Raute verschieden tragen?" Alles und Jedes hat seine Grade — jedes Land muß seine Herrscher und seine Unterthanen haben — alles Volk theilt sich in Herrscher und Beherrschte. Im Ganzen liegt der Unterschied nur in der Dauer der Herrschaft, und ob ein Individuum seine Stelle einen Monat, oder ein Jahr, oder siebzig Jahre, oder nur einen Tag bekleide, wie dieß auf dem Heiligen=Geist=Markte der Fall, thut nichts zur Sache, wenn Leben selbst nur eine Stunde dauert. Merkwürdig daß wir die Namen so wechseln mögen, da die Sache in Wahrheit immer dieselbe bleibt!

Um aber von dieser Abschweifung zurückzukehren, so gab es, wie ich bereits gemeldet, gar vielerlei Klassen unter den Buden, und selbst unter den Kleidertrödlerinnen eine Aristokratie. An eine der würdigsten mit einer Haube, weiß wie Schnee, einem glatten, unbeschmutzten Taffentkleide, und hübschen Barchenttaschen, die auf beiden Seiten herabhingen, wendete sich die gute Donnine wegen all der kleinen Artikel, deren sie für die kleine Annette bedurfte. An Feilschen und Schachern ließ man es von beiden Seiten nicht fehlen, und die Verkäuferin ermangelte nicht zu betheuern, daß keines der gewählten Stücke jemals getragen worden sey. Das eine war für eine Rathsfrau bestimmt gewesen, die mit einem todten Kinde niederkam, das andere war von der wunderlichen Marquise

von — — bestellt worden, die, als sie es sah, ihren Sinn änderte und es nicht mehr wollte, ein drittes sollte dem Kinde dieses oder jenes großen Banquiers zu Theil werden, aber es war zu klein ausgefallen ꝛc.

„Und das hübsche Brocatgewand," fragte Donnine, auf ein Kleid deutend, das die Trödlerin in ihrer nächsten Nähe hielt, als fürchtete sie, es möchte von Jemand Anderem berührt werden — „was kostet das?"

„Ach gutes Frauchen," erwiederte die Gefragte mit wichtigem Kopfschütteln, „das ist nur für eine Financiersmaitresse oder eine unserer ersten Actricen, die Esther oder Judith darin zu spielen, das kann ich Euch betheuern. Bezahlt' ich doch vierthalb Louisd'or dafür — noch erst diesen Morgen. Die femme de chambre sagte mir, es sey für Fräulein von Argencerre gewesen, als sie sich vermählen wollte mit dem jungen Grafen Castelneau, dem Sohne des alten Grafen, wie Ihr wißt, und es ist nie getragen worden."

„Ei und weßhalb ward es unwerth?" fragte Donnine.

„Die beiden Väter wurden uneins," war die Antwort, „über einem alten Anlaß, man schickte den jungen Grafen zur Armee an den Rhein, und dort blieb er im Gefecht zehen Tage nach seiner Ankunft."

„Und dennoch," sagte Donnine, „hätt' ich mein Hochzeitkleid nicht verkaufen mögen, wär' ich das Fräulein gewesen."

„Die nahm es sich schwer zu Herzen und starb," erwiederte die Andere, „und nun fielen die Kleider an ihr Mädchen."

Donnine erwiederte nichts weiter, sie packte ihre Einkäufe in ein kleines Bündel zusammen, bezahlte Alles und ging ihres Weges, aber nicht unmittelbar nach dem Hause, woher sie gekommen. Gegentheils schlug sie die entgegengesetzte Richtung ein, passirte das Palais Royal, und trat in eine Straße, die seither mehr als einmal ihren Namen gewechselt. Damals hieß sie rue de Boutteville, und ungefähr in ihrer Mitte befand sich ein großes Haus, unter dessen Thorweg ein Mann sich präsentirte in einer Art militärischem Costüme, an dem die Zeichen tiefer Trauer sichtbar waren. Ueber die Schulter trug er ein ungeheuer breites, mit schwarzen Franzen besetztes Degengehenk, an dem ein ganz eigenthümlicher Degen hing, einzig von jener Menschenklasse getragen, welche, die Stelle der Portiers an den adeligen Häusern zu Paris versehend, mit dem gemeinsamen Namen „Schweizer" belegt wurden, gleichviel, aus welchem Lande sie stammten. In der Hand hielt der Erwähnte — ein stattlicher Mann mit starken Gliedern und rundlichem Bauche — einen langen elfenbeinernen Stab von ziemlicher Dicke mit einem vergoldeten Knopfe, der aber gegenwärtig mit schwarzem Krepp verhüllt war. Beim Anblicke Donnines milderte sich das feierliche Amtsgesicht zu einem halben Lächeln, und er lüpfte höflichst den Federhut.

„Ach Monsieur!" sagte Donnine, an der Thüre stillhaltend, „die traurige Botschaft ist mir zu Ohren

gekommen! So ist das Fräulein todt, das arme Ding!"

„Ja wohl, Madam," erwiederte der Schweizer im Tone der Klage. „Sie war eine gar liebe, junge Dame. Wir begruben sie gestern früh, das arme Ding! es war ein Anblick zum Erbarmen. Gleich nach dem Begräbniß kamen wir hieher, denn der gnädige Herr und das andere Fräulein hieltens auf dem Schlosse nicht mehr aus. — Aber hier kommen einige von der Dienerschaft, und Ihr wißt, man darf mich mit keinem von eurem Hause sprechen sehen, so sehr ich für meine Person die obwaltende Spaltung bedaure."

Mit dieser feierlich höflichen Erklärung zog sich der Portier etwas zurück, und nachdem ihm Donnine ihren Knicks dargebracht, den er mit einem tiefen Bückling erwiederte, ging sie ihres Wegs und schlug die erste Seitenstraße nach dem Luxembourg ein.

Viertes Kapitel.

Wir kehren auf kurze Zeit zu unserem Filigranarbeiter zurück. Zwar wollen wir ihn nicht durch das Labyrinth des Tags, der mit seinem Besuche bei dem Abbé begonnen, begleiten, das aber müssen wir sagen, daß es für ihn ein äußerst geräusch- und sorgenvoller Tag war, und daß ihn der größere Theil des Morgens von Hause abwesend sah, so daß ihm nur wenig Zeit zu Förderung des Körbchens bl ieb, an des

sen Verfertigung wir ihn im ersten Kapitel dieses Werks unterbrachen. Bei Einbruch der Nacht nahm er seine Arbeit wieder auf, aber die Anstrengung an diesem und den vorhergehenden Tagen machte ihm Ruhe absolut nothwendig. Sein Kopf fühlte sich dumpf und schwer, da doch die feine Silberarbeit Aufmerksamkeit und Sorgfalt erheischte; und nach einigen vergeblichen Anstrengungen der Schläfrigkeit Meister zu werden, ließ er die Arbeit ruhen und ging zu Bette.

Am nächsten Morgen eilte er in aller Frühe der Wohnung des Abbé von Castelneau zu. Aeußerlich hatte alles dieselbe Physiognomie wie Tags zuvor. Die Treppenthüre stand offen, und ohne an einer kleinen, mit grünem Vorhang verhüllten Glasthüre, hinter der jedes Pariser Auge das Portierstübchen gesucht hätte, der Anfrage wegen Halt zu machen, eilte er schnellen Schritts die Treppe hinauf, blieb aber verdutzt vor einer breiten Tafel über dem Eingang zu des Abbé Gemächern stehen, worauf die bedeutsamen Worte zu lesen, „Chambres garnies zu vermiethen. Man benehme sich mit dem Portier."

Pierre Morrin wollte sich nicht sogleich zufrieden geben, er zog an der Klingel und klopfte überdieß ein Paarmal stark an die Thüre. Aber keine Antwort ließ sich hören, außer das hohle Echo seiner Schläge, die deutlich genug erwiederten: „Hier ist alles leer." Er stieg die Treppe hinunter, und wendete sich an die erwähnte Glasthüre mit der Anfrage nach Abbé Ca-

stelneau. Der Portier erwiederte: „er wisse das nicht, könne es nicht wissen.“

„So ist er ausgezogen?“ fragte der Filigranarbeiter.

„Gewiß,“ war die Antwort, „gestern Nachmittag um drei. Er hatte die Zimmer nur auf acht Tage gemiethet.“

Pierre's Gesicht verlängerte sich bei dieser Nachricht, er suchte durch mehrfache Fragen nähere Erkundigung zu gewinnen, konnte aber nichts weiter herausbringen, als daß der Abbé aller Wahrscheinlichkeit nach sich aufs Land begeben. Er war nämlich in einer Postchaise abgefahren, und der Postknecht schien die Richtung voraus zu wissen, ohne sich nach derselben erkundigen zu müssen. Mit dieser unbefriedigenden Mittheilung mußte sich der Filigranarbeiter entfernen, aber erst zwei Stunden später betrat er seine Behausung wieder. Ehe er daselbst an seine Arbeit ging, hatte er eine lange Conferenz mit seiner Ehehälfte. Beide zeigten sich unter solchen Umständen über Erwarten beruhigt, wahrscheinlich weil sie trotz der seltsamen verdächtigen Entfernung an einer sorgsamen Behandlung des Kindes nicht zweifelten. Endlich wurde die Korbarbeit wieder aufgenommen und Pierre Morrin setzte sie ohne Unterbrechung die ganze Nacht hindurch fort.

Um fünf Uhr in der Frühe fand er sich am Ziel seiner Mühen, und gerade war er mit dem letzten Zuge beschäftigt, als Rädergerassel unter dem Thorwege des Hauses, dessen höchstes, ärmlichstes Stockwerk unsern Arbeiter beherbergte, die Heimkunft irgend eines aus-

gelassenen Jüngers der Freude und Mode verkündete. Wahrscheinlich kam er von Scenen des Lasters und der Verschwendung in einer Stunde, wo die Kinder der Arbeit und des Mangels sich von ihrem harten Lager erhoben, um die schwierige Bahn eines Tags voll Mühe und Noth zu betreten. Dazumal war es nämlich in Paris sehr gewöhnlich, daß die besten und glänzendsten Gebäude die verschiedenartigsten Klassen der Gesellschaft beherbergten, und zwar auf eine mit ihrer socialen Stellung in mehrfachem Widerspruche stehende Weise. Zu unterst wohnte, mit etwaiger Ausnahme der gewöhnlichen Kellerbewohner, der Ratten und Flaschen, der Hauseigenthümer. Es mochte ein geiziger, vielleicht ein herabgekommener Edelmann seyn, den Gesundheit, Börse oder Neigung gegen das Treppensteigen, und wärs nur ins erste Stockwerk hinauf, einnahmen. Nun gelangte man zu dem lebenslustigen, üppigen, fashionablen, Hof- und Salonsmann, der die geräumigen hohen Zimmer des ersten Stockwerks bewohnte. Der Entresol gab dem raschen, jungen Secretär eines öffentlichen Collegiums, irgend einem ausländischen Baron, oder einem der unzähligen Grafen und Prinzen, die an deutschen und italienischen Höfen herumschwärmen, behagliches Quartier. Das zweite Stockwerk nahm den ehrenwerthen Kaufmann oder Banquier auf, der in einem andern Stadttheile Geschäft und Bureau hatte, die Wittwe von Stande, die, bei hinreichendem Auskommen, doch nicht gerade reich war; sodann jene zahlreiche sehr zu beachtende Klasse, die

man mit dem Namen „respektable Personen" bezeichnet. Eine Treppe höher wohnten die Gelehrten ersten Rangs, der Akademiker, der berühmte Professor, der Philosoph en vogue, der große Künstler. Im vierten — denn es gab ein viertes, ja lieber Leser, sogar ein fünftes, ein sechstes Stockwerk — ging es noch immer comfortabel her, seine Bewohner besaßen ihr erforderliches Auskommen, aber freilich nicht nur mit der kleinen Inconvenienz täglich eine lange Treppenreihe hinaufsteigen zu müssen, sondern auch öfter mit ernstlichen Sorgen wegen ihrer Kinder, denen das Schicksal keinen andern Fonds angewiesen als die väterliche Arbeit. Weiter oben wohnte der arme Handwerksmann, mit Eifer und Fleiß bemüht, seinem Verdienste Geltung zu verschaffen, der tiefe Denker, dessen Erfindungen das Glück von Tausenden schufen oder erhielten, während sie ihm keinen Heller abwarfen, der Moralist, der Lehrer, der Gelehrte, welcher dem schlechten Geschmack eines ausgelassenen Publikums nicht huldigen, noch durch Marktschreierkünste sich Ruhm, Reichthum, Ehre gewinnen wollte. Ueber diesen gelangen wir in die Region des Mangels, Elends, der Verlassenheit, des ununterbrochenen Abmühens aller der Künstler und Handwerker, deren Arbeit Palast, Kirche, Salon schmückte, mit Einem Worte zu Leuten von der Klasse unseres Filigranarbeiters, die in zu nahe Berührung mit den Wohnungen des Reichthums, der Ueppigkeit, des Lasters kamen, um nicht all das Elend ihrer Lage doppelt zu empfinden, und über eine sociale Einrichtung

zu murren, die ihnen die ganze schwarze Seite des Lebens zuwies und andern, oft viel unwürdigern, den glänzenden, lachenden Theil desselben.

So wurden die Laster der höhern Pariser Klasse, ihre Unmäßigkeit, Schwelgerei, Untreue, verächtliche Frivolität gepflegt, genährt, zur Schau gestellt unter dem nämlichen Dache, das dem Elend, dem Mangel, der Arbeit Herberge gab — und man konnte sich über den Ausbruch einer Revolution wundern!

Möchte sich der Mensch doch immer erinnern, daß er nur der Verwalter ist alles Dessen, was er besitzt, daß sein Reichthum, seine Ehre, seine Talente, sein Genius, sein Einfluß ihm nur geliehen sind von dem einen großen Eigenthümer, und zwar nicht allein zu seinem persönlichen Vortheil, sondern zum Nutzen des Ganzen. Wäre er dieser Wahrheit gedenk, nie würde es zu so schrecklichen Abrechnungen kommen, wie sie zuweilen schon auf dieser Erde stattfinden, und zwar von Agenten gefordert, die ihre Beglaubigung zu solchem Auftrage nachzuweisen nicht im Geringsten geeignet sind. Im Frieden würde man dem Tage dereinstiger Rechenschaft entgegensehen, wohlwissend, daß sie vor einem milden, gnädigen Herrn gegeben werde.

Der Filigranarbeiter warf sich auf sein Lager, indem er sich lächelnd mit den Worten entschuldigte: „Andere kommen heim zu schlafen, warum sollt' ich nicht dasselbe thun?" Er gönnte nun ein Paar Stunden der Ruhe, war aber lange auf und hinaus, ehe dem fieberhaften Schwelger, dessen Räder er gehört,

irgend ein Gedanke kam sich von seinem ruhlosen Lager zu erheben.

Der Theil der Welt, wohin Pierre Morrin seine Schritte lenkte, wimmelte bereits von einer geschäftigen Menge, deren eine Hälfte einzig von der Hoffnung eines ehrlichen Tagerwerbs — damals für die niedern Pariser Klassen eine sehr schwierige Aufgabe — belebt war, während die andere, oder wenigstens keinen unbedeutenden Theil derselben, der schwarze Geist des schändlichsten aller Dämonen, des Mammon, rastlos umtrieb, den Reichen seines Reichthums, den Armen seiner Arbeit zu berauben.

In der Nähe der großen Kirche Notre dame, etwas im Hintergrunde, doch immer noch zur Rechten des Gebäudes, befindet sich eine enge Gasse, die seither wenig Aenderungen erlitten, außer daß die damaligen vielen Läden bis auf wenige eingegangen sind, die fast einzig Kirchenzierrathen und Geräthschaften enthalten. Da sieht man nichts als heilige Gefäße und Kelche, Kreuze aller Art, den bischöflichen Hirtenstab, ja selbst die Monstranz, zur Zeit unserer Erzählung aber waren alle und jede goldne und silberne Artikel da zu haben, und eine Auswahl der vielartigsten Gegenstände war vor den Ladenfenstern ausgelegt und zwar die ganze Gasse hinab, da jedes Haus einen Goldschmid oder Juwelier zum Eigner hatte. An der Straßenecke im besten und geräumigsten aller dieser Läden, von wo man den feierlichen Dom blau und luftig über die nächsten Häuser emporsteigen sah, konnte man täglich den alten

Gaultier Fiteau, den berühmten Juwelier, Goldschmid und Geldwechsler erblicken. Er war berühmt wegen seines Reichthums, Geizes, gewissenlosen Uebervortheilens, aber auch wegen der feinsten, geschmackvollsten Goldarbeit, die sich in Paris finden ließ. Er erwies sich von harter, saurer Gemüthsart gegen alle, welche unter seine Ruthe kamen, unerbittlich gegen die Armen, aber unterwürfig gegen die Reichen, gegen Alle aber habsüchtig und heftig. Auch an Launen fehlte es ihm nicht, und er ließ sich zuweilen eine gute That beigehen, als wäre es nur so der Veränderung halber. Seine einzige dauernde Gewohnheit, die bei ihm den Schein der Tugend hatte, war, daß er gelegentlich die Reichen zu Gunsten der Armen zu interessiren suchte, und so gleichsam Almosen durch Stellvertreter gab. Doch hielt man es für gefährlich Herrn Fiteau mit Geschenken für Andere zu betrauen, wegen vorwiegenden Organs der Vergeßlichkeit, das ihn hinderte empfangenes Gut weiter zu geben, und ward er auch daran erinnert, so fehlte ihm wenigstens das Erinnerungsvermögen über den genauen Betrag desselben.

Diesem Laden eilte Pierre Morrin zu, den Korb unterm Arm, den er letzte Nacht vollendet. Das kleine, eingeschrumpfte, alte Männchen, dessen widrige Züge noch häßlicher unter einer ungeheuren Bärenmütze herumlugten, empfing unsern armen Freund mit zornigem, unheilschwangern Blicke. Da regnete es Schimpfworte auf den armen Handwerker wegen der langen Zeit, die er über der Arbeit todtgeschlagen, er mußte sich einen

faulen Taugenichts nennen lassen, der durch eigene Schuld an den Bettelstab gerathen würde. Besonders lange verweilte Herr Fiteau bei dem tröstlichen Bilde, wie der nichtsnutzige Gesell sich unter den Klauen des Hungertodes geberden werde, und Ton und Manier, womit er sein Raisonnement vorbrachte, gaben zur Genüge an den Tag, daß er über einem solchen Anblick die äußerste Freude und Wollust empfinden würde.

Pierre's glücklicher Humor ertrug alles mit vollkommenster Ruhe und Gelassenheit, als aber Fiteau ein zweites ganz ähnliches Körbchen bestellte, oder vielmehr dessen Fertigung anbefahl, und zwar binnen der nächsten drei Tage, so fiel dem guten Handwerker sein dem Abbé Castelneau gegebenes Versprechen und der empfangene Vorschuß ein, und er erklärte, daß es ihm unmöglich sey, unter Angabe des wahren Grundes, weil ein vornehmer Herr dieselbe Zierrath bei ihm bestellt habe.

Nun erreichte die Wuth des Goldschmids den höchstmöglichen Grad, nicht sowohl weil er das Körbchen in Bälde nöthig hatte, als weil ihn der bloße Gedanke, daß ein schlichter Handwerker einen größern Vortheil ziehen sollte, als Er zu gewähren beliebe, verdroß und besorgt machte. Er tobte, wüthete, grinste und erklärte, daß, sage Pierre die Bestellung nicht sogleich auf, er ihm nie wieder Arbeit geben würde, und sollte er vor seinen Augen Hungers sterben.

Aber Pierre blieb fest und so schieden sie, indem

sich der Handwerker vornahm, vor Vollendung des Körbchens für den Abbé keine andere Arbeit zu beginnen, weil jenes zur bestimmten Zeit abgefordert werden könnte. Aber der Abbé erschien nicht, und die Arbeit blieb in Pierres Händen. Dennoch, so seltsam es klingen mag, wußte er sich einen Monat lang fortzubringen, ohne sich an Herrn Fiteau zu wenden, und doch ging das sehr natürlich zu. Der Gutsherr seines Geburtsorts, der, einen guten brauchbaren Kopf in ihm erkennend, ihn auf seine Kosten hatte erziehen und sein nunmehriges Gewerbe erlernen lassen, kam gerade zufällig nach Paris. Pierre machte ihm seine Aufwartung, und obgleich er gegen den Herrn und dessen einzige Tochter nie seiner Armuth erwähnt, ja nicht auf die leiseste Weise darauf angespielt hatte, bekam er doch von Beiden ein Geschenk, das ihn und seine Frau in den Stand setzte, die erwähnte Zeit über mit all der sorglosen Heiterkeit zweier französischen Landleute zu leben, den Sonnenschein der gegenwärtigen Stunde aufs Vollste genießend, ganz unbesorgt um die Wolken des kommenden Tages. Aber am Ende des Monats begann sich die Armuth einzustellen mit ihrem traurigen Gefolge, und hätte Pierre auch zu denen gehört, die sich gerne um Unterstützung an Andere wenden, und das war bei ihm nicht der Fall, so hätte er doch aus jener Quelle keine Hülfe beziehen können, denn der freundliche Gutsherr war mit seiner Tochter schon vor zehn Tagen in einen entfernten Theil des Landes abgereist.

So saß unser Mann an einem Aprilabende ohne

Feuerung und Suppe und ohne einen Sou in seiner Dachstube, und heftete den schwermüthigen Blick längere Zeit auf das Antlitz seines Weibes, und dann auf den ungedeckten Tisch. Endlich fuhr er auf und rief entschlossen: „Diable! ich versuchs bei dem alten Fiteau!"

Margiette suchte es ihm nicht auszureden, obwohl sie die Fruchtlosigkeit des Gangs vorauszusehen meinte. Pierre warf den Hut auf den Kopf und trabte mit jenem leichten Schritte, den ihm selbst die Armuth nicht zu entreißen vermochte, raschen Gangs dem Laden Fiteaus zu, den er vor seiner Ankunft geschlossen zu finden fürchtete.

Er fand den alten Wucherer noch im Laden geschäftig, da und dort aufräumend und Alles für die Nacht in Ordnung bringend. Die eine Ladenseite gegen Notre dame zu war verschlossen, die andere nur theilweise, indem ein Paar der schwer mit Eisen beschlagenen Fallläden noch nicht aufgezogen waren. Letzteres war vorläufig unterlassen, weil der genaue Kostenberechner seine Lampe nicht anzünden mochte, so lange ihm noch ein Lichtstrahl vom Himmel vergönnt war. Ein Knabe um die Vierzehn herum, der einzige Gehülfe, den er hielt, der die Stelle des Buchführers, Ladenhüters, Portiers, kurz Alles in Allem versah, ging seinem Herrn möglichst zu Handen, allein ein tiefes, unheimliches Brummen von Fiteaus Seite gab sattsam zu verstehen, daß die eifrigsten Dienstleistungen des Jungen seinen Herrn nicht zufrieden stellen konnten.

Bei Pierres Eintritt erhob Fiteau seine gellende Stimme zu dem Ausrufe: „Ha! fauler Wüstling, dacht' ich doch, Ihr würdet bald wieder da stehen mit der Bitte um Arbeit und Unterstützung, da ich doch mehr als genug über Eurer Saumseligkeit verloren. Hättet Ihr für mich gearbeitet, möchtet Ihr zwischen heute und morgen zwölf Uhr einen halben Louisd'or verdient haben. Da ist gerade ein goldenes Filigranbracelet zu machen für die alte Marquise von Pompignan, die morgen um Eins nach Versailles geht, und keine Minute warten will."

„Gut, gebt mir das Metall," sagte Pierre Morrin, „und es soll noch bälder fertig seyn. Ein Bracelet fertig zu machen ist soviel als nichts; es ist nicht die Hälfte der Arbeit wie bei dem Körbchen, das ich Euch letztlich lieferte."

„Ich trau' Euch nicht, trau' Euch nicht," erwiederte der Goldschmid, „Ihr Taugenichts. Gerade schick' ich den Buben zu Eurem Collegen Launoy, um ihn herzubestellen. Euch trau' ich sowenig wegen des Golds als wegen der Zeit."

Die Versicherung wegen Launoys war gänzlich unwahr, denn dieser hatte vor kaum zehen Minuten den Laden verlassen, beladen mit mehr Arbeit, als er möglicherweise in der festgesetzten Zeit liefern konnte. Auch Fiteaus übrige Arbeiter waren vollauf beschäftigt, und der Gedanke, die Bestellung des Bracelets zu verlieren, hatte schwer auf der armen Wuchererseele gelastet, bis die Erscheinung Pierre Morrins ihr zu

Vollendung des Werks Hoffnung machte. Allein mit der zähen, reizbaren Natur der bestellenden Dame bekannt, suchte sich Fiteau gegen eine etwaige Saumseligkeit von Seite seines Arbeiters sicher zu stellen, deßhalb ließ er sich die Freude über sein Erscheinen nicht anmerken, sondern fuhr in seinen Schimpfreden so bitter als jemals fort.

„Ich will Launoy die Arbeit nicht abführen," sagte Pierre Morrin, „wenn er ihrer bedarf."

„Bewahre, bewahre," unterbrach ihn der alte Goldschmid, in der Besorgniß die Saiten zu hoch gespannt zu haben, „der bedarfs nicht, der hat vollauf zu thun jeden Tag in der Woche. Aber Euch kann und will ich nicht trauen, Ihr fauler Vagabund. — Doch kommt, und laßt Euch was sagen," fuhr er nach einer augenblicklichen Pause fort. „Aus reinem Mitleid, und aus keinem andern Grunde der Welt geb' ich Euch die Arbeit, wenn Ihr bleibt und sie hier fertig macht und nie das kleine Gemach da verlaßt, bis Ihr fertig seyd."

„Und ich bekomme den halben Louisd'or, wenn ich damit zu Ende bin?" sagte der Filigranarbeiter. „So ist unser Accord?"

„Nein, nein, ich sagte acht Livres," erwiederte der Goldschmid, „ein halber Louisd'or ist zuviel."

„Um keinen Sou für eine Goldarbeit," meinte der Andere, der zu merken begann, daß Fiteau der Handel mehr am Herzen lag, als er merken lassen

wollte. „Das muß ich haben, oder ich wende mich anderswohin. Soviel botet Ihr zuerst, Meister Fiteau.“

„Nun gut, Ihr sollt es haben,“ versetzte der Wucherer. „Geht hinein, geht hinein, und ich schließe die Thüre hinter Euch, um Euch vor Euren eigenen schlimmen Neigungen zu bewahren. Haltet Euch rein von Versuchung, hahaha!“

„Nun Ihr glaubt doch nicht, daß ich Euch Euer Eigenthum nehmen würde, wenn Ihr mich die ganze Nacht hier ließet?“ fragte Pierre Morrin, auf die ausgelegten Kleinodien weisend.

„Ich weiß nicht., weiß nicht,“ war die Antwort. „Lauter Dinge, gar schön anzusehen, Meister Morrin, verführerische Dinge, wirklich sehr verführerisch. Weiß ich doch nicht, ob ich sie nicht selbst stähle, wären sie nicht mein eigen — sicher binden, sicher finden, Meister Morrin — wie gesagt, sicher binden, sicher finden. Nie lass' ich Jemand in meinem Laden, wenn ich mich entferne. Hier ist eine Unze Draht und ein Halbpfenniggewicht venetianisches Gold — aber wo ist die Löthröhre? Ach, hier in der Schublade, das übrige Geräthe ist zur Hand, sowie eine Lampe. Da sind etwas Kohlen und ein Schmelztiegel.“

Pierre Morrin hörte den Alten mit ruhigem Lächeln bis zu Ende an, dann sagte er: „Alles gut, Meister Fiteau, aber ich muß zuvor heim und es meinem Weibe sagen, ehe ich an die Arbeit gehe. Sonst sucht sie mich morgen früh in der Morne.“*

* Der sogenannte Morgueplatz war dazumal unter jener pas-

„Unsinn, Unsinn," sagte Fiteau, „wollt Ihr gar behaupten, Ihr bliebt nie bei Nacht aus, ohne daß sie Euren Aufenthaltsort wüßte?"

„Nie, bei meinem Leben," erwiederte Morrin, „nie seit unserem Hochzeittage bis auf diese Stunde, und am Samstag vor Martini warens sechs Jahre. Ich mußte es ihr damals versprechen, und halte stets mein Wort, Meister Fiteau."

„Außer wenn Ihr Bestellung habt, Wüstling," rief der Wucherer lachend. „Aber nur hinein, nur hinein. Ich schicke den Jungen an Euer Weib, ihr zu sagen wo Ihr seyd. Er hat noch zwanzig Gänge in der Stadt zu machen, und muß ein Crucifix und zwei Rosenkränze in ein Haus in der Montmartrestraße tragen, da kommt er an Eurer Thüre vorbei."

„Dann müßt Ihr ihr ein Livre schicken zu einem Abendbrode, Meister Fiteau," sagte der Filigranarbeiter, „sie bedarf des Trostes, wenn ich nicht da bin."

Nur mit Mühe war Herr Fiteau zu diesem Theile des Vertrags zu bewegen, aber Pierre Morrin war sich seines Vortheils über den filzigen Brodherrn bewußt und verweigerte steif und fest den Eintritt in

senden Benennung bekannt. Für diejenigen, die mit der Topographie von Paris nicht besonders vertraut sind, füge ich bei, daß man daselbst die Leichname todt gefundener unbekannter Personen ausstellt, damit sie von Freunden und Bekannten in Augenschein genommen werden können. Schreiber dieß ist mehrmals dort gewesen und hat den Platz selten unbesetzt gefunden.

die Werkstätte, bis er, mit seinen eigenen Augen das Geldstück in den Händen des Knaben sehend, letzterem das heilige Versprechen abgenommen, daß er es vor allen Dingen überliefern wolle. Zu Verstärkung des moralischen Zwangs drohte er, dem Knaben lebend die Haut abzuziehen, falls er sein Wort nicht hielte. Dann sumste er ein Paar Strophen aus dem letzten Liede, das auf dem Pont neuf produzirt worden war — meine französischen Leser verstehen mich — und ging vor dem Goldschmide her. Der Weg führte durch ein kleines, heiteres Empfangzimmer, wo Fiteau sein Mittagsmahl einnahm (denn er schlief in einem andern Stadttheile und besaß von diesem Hause nur das Erdgeschoß) zu einer engen Werkstätte, die einen mit Schmelztiegeln wohlversehenen Ofen und eine mit mehreren Lampen und manchfachen Geräthschaften bedeckte Tafel enthielt. Ueber die Quantität Oel und Kohlen fand zwischen den Beiden noch eine kleine Erörterung statt, nach deren Abschluß Pierre Morrin sich ernstlich ans Werk machte. Fiteau stahl sich mit seinem gewöhnlichen leisen Schritte aus dem Gemache, und der Andere hörte, wie er die Thüre hinter sich verschloß, als wäre er ein leibhaftiger Gefängnißwärter.

Pierre Morrin setzte seine Arbeit fort, da ihm aber das Gemach zu heiß war, so stieg er auf einen Tisch und öffnete ein kleines Fenster an der Decke, das ungefähr einen Quadratschuh halten mochte. Dann kehrte er zu seiner Arbeit zurück, und gab sich mit jener glücklichen Fähigkeit, mit Ausschluß aller andern

Gedanken ganz und allein der nächsten Aufgabe obzuliegen, dem Vergnügen hin, das stets mit der Vornahme eines Geschäfts verbunden ist, dem wir uns gewachsen fühlen, und für das wir Sinn haben.

Er war ganz in Bewunderung versunken über alle die Linien und Figuren, die er in den Golddraht wirkte, als ein Geräusch zu seinem Ohr drang, das seine Arbeit unterbrach. Gleich darauf nahm er sie wieder auf, denn er kannte die Kostbarkeit jeder Minute, aber noch hatte er keinen neuen Zug gethan, als er schon wieder lauschte — mit dem Blicke der Ueberraschung und des Schreckens auffuhr — nach der Thüre sah — sich erinnerte daß sie verschlossen war — zum Fenster emporschaute, es vergittert fand — endlich, eines der Werkzeuge auf dem Tische ergreifend, schnell nach der andern Zimmerseite schoß, und die Hand ans Schloß legte.

Fünftes Kapitel.

Die Leser erinnern sich der Beschreibung, die wir von des Goldschmids Räumlichkeiten gegeben. Zuerst kam der äußere Laden mit einem langen Zähltisch zu beiden Seiten und einem engen Durchgang in der Mitte, dann das innere oder das Empfangzimmerchen, und von diesem gelangte man mittelst einer kleinen Thüre in die Werkstätte, wo Pierre Morrin eingeschlossen war. Die Fenster sämmtlicher Räumlichkeiten waren fest vergittert, daß keine menschliche Kraft anders ein oder

aus konnte, als durch den natürlichen Eingang, der Laden aber ward bei Nacht durch eisenbeschlagene Aufzugläden gesichert. Bekanntlich waren letztere zur Zeit als Fiteau den Filigranarbeiter einsperrte, bis auf zwei oder drei geschlossen, ehe aber der Goldschmied den Jungen auf seine zahlreichen Kommissionen abgehen ließ, half er ihm beim Aufziehen der schweren Schutzmittel und schloß sie von innen fest zu. Die Ladenthüre wußte nichts von dem vornehmen Schmucke eines Spiegelglases, noch von den übrigen Verzierungen, wodurch sich heutigen Tags diese Art Pforten vor ihren Geschwistern auszeichnen; ihr Material war ein tüchtiges Eichenholz, nach Art der Kerkerthüren mit Eisen eingelegt und beschlagen, und eine starke Hand, ein sinnreicher Griff gehörte dazu, sie im verschlossenen Zustande zu öffnen.

Als der Goldschmied die Aufzugläden verschlossen sah, fand er mittelst des schwachen Tageslichts, das zur noch immer offenen Thüre hereindrang, seinen Weg ins Empfangzimmer bis zum Kamin, wo da und dort noch ein schwaches Flämmchen glimmte. Er zündete eine Lampe an, klaubte die verschiedenen Artikel zusammen, die der Junge ihren Bestimmungsorten zutragen sollte, legte Alles in einen gut verschlossenen Korb, den er dem Knaben an den Arm hing, und hieß ihn dann seiner Wege gehen, während er selbst sich wieder an Tische und Schubladen machte, alles an seinen Ort stellte, und unter Schloß und Riegel legte.

Beim Hinaustreten auf die Straße versäumte der

Knabe, wohlbekannt mit seines Herrn Gewohnheiten und Charakter, nicht, die Ladenthüre mit sorgsamer Pünktlichkeit hinter sich zuzumachen. Dann, dem Bereiche der alten Argusaugen entrückt, blieb er stehen, sah sich nach allen Seiten um und erfreute sich des ersten Augenblicks der Muße und Befreiung von der scharfen Zucht eines pedantischen, zanksüchtigen Meisters.

Es war das Zwielicht eines Aprilabends; der sanfte, bläulich schimmernde Aether sprach von Ruhe und Frieden, das geschäftige Treiben der Pariser Welt war vorüber, und als der Knabe die Straße hinauf und hinab sah, trotz des unbedeutenden Unterschieds über die beste, unterhaltendste Route mit sich zu Rathe gehend, begegnete keinerlei Wesen seinen Augen weder zur Rechten noch zur Linken, kein Laut drang zu seinem Ohr, als das entfernte Summen aus andern Stadttheilen, und der Stundenschlag auf Notre Dame, der sich siebenmal wiederholte. Während seines augenblicklichen Stillstehens kamen drei Personen in der Straße linker Hand zum Vorschein, und so wenig sie ein Gegenstand der Neugier für den Knaben seyn konnten, schlug er doch alsbald die Richtung nach ihnen ein. Er wäre auch hart an ihnen vorbeigekommen, hätten sie sich nicht, in lebhaftem Gespräch begriffen, nur langsam vorwärts bewegt. Der dunkle Schlagschatten der Häuser und die späte Stunde verhinderten den Jungen, sie so scharf ins Auge zu fassen, als er wünschen mochte, denn von Natur war er mit einer ziemlichen Dosis Neugier begabt. Doch bemerkte er soviel, daß

es drei Herren von gutem Aeußern waren, und nach einem scharfen, spähenden Blick ging er seiner Wege. An der nächsten Ecke machte er Halt und sah sich nochmals um, das dauerte aber nur einen Augenblick, und bald befand er sich im Gedränge des lebhaftern Stadttheils, wo es ihm an unterhaltenden Gegenständen nicht fehlen konnte. Bald hielt er an, nach Allem zu sehen, was seine Aufmerksamkeit anzog, bald waren ein Paar Worte mit Dem oder Jenem zu wechseln, und durch erfolgreiches Benutzen aller der Mittel, womit Knaben seines Alters sich ihres großen Widersachers, der Zeit, zu entledigen wissen, gelang es ihm denn auch, die Stunden bis halb neun Uhr desselben Abends todtzuschlagen.

Seinerseits kam der alte Fiteau mit Aufräumen bald zu Ende, und verweilte nur noch im Laden, um mit gewohnter Pünktlichkeit zwischen dem heutigen Gewinn und Verlust auf einer Schiefertafel die Bilanze zu ziehen. Das war so jeden Abend seine Regel, und am andern Morgen war es sodann sein erstes Geschäft die Rechnung in ein großes, in Kalbsleder gebundenes Buch einzutragen. Heute Nacht aber ward er inmitten seiner Berechnung durch ein Geräusch unterbrochen, als legte Jemand Hand an die äußere Thürschnalle. Augenblicklich that er mit besorgtem Blick und zitternden Beinen einen Schritt vorwärts in der Absicht, die Thüre zu verschließen oder zu verriegeln. Aber ehe er seinen Vorsatz ausführen konnte, zeigte ihm das Eindringen des blauen Zwielichts, daß es zu spät war.

Im nächsten Augenblick machte ihm der Anblick eines bekannten Gesichts das Herz wieder leichter, doch klopfte sein Herz noch immer über dem gehabten Schreck und seine Hand zitterte sichtbar.

„Ach! Herr Chevalier," rief er dem Eintretenden entgegen, einem großen, kräftigen Manne mit bleichen, abgenutzten, ziemlich unheimlichen Zügen — „Ihr überraschtet und erschrecktet mich. Wußtet Ihr denn nicht, daß ich bei verschlossenen Thüren keine Geschäfte mache? Hörtet Ihr etwa von dem Jungen, daß ich noch da bin?"

„Nein," versetzte der Chevalier, dem ein zweiter, etwas kleinerer, aber gleichfalls kräftiger Mann auf dem Fuße folgte. „Wir sahen Euren Burschen nicht. Ist er fort, so fürcht' ich, Ihr habt Niemand, der mir, falls wir Handels eins werden, das Gekaufte nach Haus trägt."

„Gewiß nicht, gewiß nicht," erwiederte der Goldschmied ungeduldig. „Guten Abend, Herr Graf," wendete er sich mit einem tiefen Bückling gegen den Andern, und nun das Gespräch mit dem Ersten wieder aufnehmend, fuhr er fort: „Ich habe Niemand zum Versenden, bis Morgen — überdieß verkaufe ich nie bei Lampenlicht, und es ist nun meine Zeit nach Hause zu gehen."

„Falls Ihr wirklich nichts mehr verkauft, kauft Ihr auch nichts mehr, Fiteau?" sagte der Andere, den Jener „Graf" genannt, indem er mit einem unfreundlichen Lächeln näher trat, das mehr von höhnischer Ver-

achtung als von Höflichkeit und Wohlwollen an sich hatte.

„Nein, nein," erwiederte der Angeredete, „zu dieser Stunde der Nacht wird weder gekauft noch verkauft. Kommt, gnädige Herren, kommt, ich muß heimgehen," und damit bewegte er sich gegen die Thüre. Die andern Zwei aber behaupteten ihren Platz und der Graf entgegnete mit demselben kalten Lächeln: „Nein, nein, lieber Fiteau, Ihr dürft nicht nach Hause, bis ihr mir zu Diensten gewesen. Ich bin heute Nacht in großer Geldnoth, und Ihr müßt mir auf die Tabatière da hundert Louisd'or geben. Fallen die Karten zu meinen Gunsten, so löse ich sie morgen wieder aus, und bezahl' Euch zwanzig Louisd'or drauf."

„Gewiß und wahrhaftig," rief Fiteau in der ersten Verwirrung, „ich habe keine hundert Louisd'or vorräthig." Aber im Augenblick bereute er das Gesagte, denn ein häßlicher, unheimlicher Ausdruck lag auf den beiden Gesichtern, der ihn über die Folgen einer abschlägigen Antwort besorgt machte. Auch wußte er wohl, daß die Tabatière einen weit größern Werth hatte.

„Gelogen, Fiteau," antwortete der Graf augenblicklich, „Ihr wißt, daß Euch Abbé von Castelneau vor kaum drei Stunden fünfhundert Louisd'or zahlen mußte, mochte er wollen oder nicht. Nun pfeift er auf dem letzten Loch, der arme Gesell."

„Ich habe seither Zahlungen geleistet," rief Fiteau, „zu Tilgung meiner eigenen Schulden bestand

ich auf Bezahlung der seinigen. Warum zog er aus und verbarg sich?"

Ueber seiner Rede entging es Fiteau nicht, daß die Beiden äußerst verdächtige Blicke wechselten, und nach einer augenblicklichen Pause fuhr er fort: „Nun gut, ich will sehen, wie viel noch da ist. Ich denke, neunzig Louisd'or, wenn damit gedient ist. Gebt mir die Dose, das Geld ist drinnen im andern Raume.

Der Graf händigte ihm die Dose ein, und der Alte ging hastigen Schritts nach dem kleinen Empfangszimmer, in Wahrheit nicht nach dem Schlüssel zur Geldkiste, sondern nach dem zur Werkstätte sich umsehend, wo Pierre Morrin arbeitete. Im Augenblick, wo er sich in Bewegung setzte, wechselten die Beiden in Eile ein Paar Worte, der Eine flüsterte: „Nun, Chevalier!" der Andere erwiederte: „Nein, Ihr, Ihr! Ich thue das Uebrige."

„So schließt die Thüre zu!" rief der Graf, und ehe der unglückliche Goldschmied die Thüre der Werkstätte erreichen konnte, fühlte er sich von einem kräftigen Arm gehalten, eine Hand hielt ihm den Mund zu, die äußere Ladenthüre ward geschlossen, und der zweite Bösewicht stürzte sich gleichfalls auf ihn.

Aber die Verzweiflung gibt Kraft, der Alte warf die Lampe weg, die alsbald erlosch, er machte sich den Mund frei, und rief laut um Hülfe. Da er es unmöglich fand, sich von dem Arm, der ihn gefaßt, loszureißen, wußte er sich wenigstens durch eine übermäßige Kraftanstrengung zu bücken, und vermied glück-

lich den Hieb, den einer der Mörder nach seinem Kopfe führte. Ja derselbe Hieb traf dem Andern auf die Brust, daß er im Festhalten noch mehr nachließ. In der völligen Dunkelheit suchte der Unglückliche durch die Straßenthüre zu entkommen, aber im Augenblick war er wieder ergriffen. Nun begann der schreckliche Kampf um Leben oder Tod, das Ringen, Zerren, der laute, verzweifelte Schrei, der dumpf ausgestoßene Fluch, das schwache Stöhnen, der letzte Seufzer der Vernichtung. Die beiden Mörder lehnten sich über ihn am Boden, so völlig von ihrer schrecklichen That in Anspruch genommen, daß sie nichts sahen, nichts hörten, als ihr eigen Geräusch und das ihres Opfers. Aber kaum hatte sich der letzte schwache Laut den Lippen des unglücklichen Mannes entwunden, so wurde es hell im Gemache, und einer der Mörder fuhr instinktmäßig in die Höhe. Ehe er des Widerstands oder irgend einer Handlung fähig, war ein großer, kräftiger Mann über ihm, und der Streich eines Hammers schlug ihn zu Boden. Augenblicklich war der Chevalier auf den Beinen, als er seinen Genossen fallen sah; er warf das bluttriefende Messer weg und griff Pierre Morin mit dem Degen an, während der Graf sich von den Knieen emporarbeitete. Unbewaffnet und augenscheinlich im Nachtheil suchte der Handwerker hinter ihnen wegzuschlüpfen; er würde aber nicht unverletzt entkommen seyn, wäre nicht der Mörder, indem er nach ihm stieß, über den Leichnam gestolpert und zu

Fall gekommen, wobei er sich über und über mit dem Blute seines Opfers besudelte.

Den glücklichen Umstand benützend, sprang Morin in den äußern Laden, und warf die Thüre des Empfangzimmers zu. Zwar gab sich einer der Mörder alle Mühe, sie von innen aufzudrücken, aber durch außerordentliche Kraftanstrengung gelang es Pierron, sie mit der Linken solange zuzuhalten, bis seine Rechte den Schlüssel herumgedreht hatte.

Damit zu Stande gekommen, legte der wackere Mann die Hand an die Stirne, um seine verstörten Gedanken zu sammeln, dann tappte er mit glühender Stirne und schwerathmender Brust nach der Ladenthüre. Es gelang ihm, sie zu öffnen, und er trat auf die Straße hinaus.

Kaum befand er sich jenseits der Schwelle, so sah er einen Mann in einem dunkeln Mantel vor sich, der ihn lebhaft fragte: „Was bedeutet das Geschrei? War der Alte da? Ihr habt ihn doch nicht ermordet?“ Nun aber plötzlich erkennend, daß er mit einem Fremden sprach, lief er eilig davon.

Pierre bückte sich und hob etwas vom Boden auf, dann schlug er Alarm mit lautem Hülferuf und durch gewaltiges Läuten an allen Häusern in der Runde herum. Bald sammelte sich ein Haufen; Männer und Weiber, Portiere, Lakeyen, vornehme Herren und Kaufleute strömten aus den Häusern und lauschten mit erstauntem Ohr den Worten unseres Handwerkers.

Die Menge umstand Fiteaus Laden und man schickte nach dem General-Polizeilieutenant. Aber vor dessen Ankunft konnte Pierre keinen zum Eintritt ins Haus bewegen, obgleich er ihnen vorstellte, der alte Juwelier könnte vielleicht noch am Leben seyn. So groß war damals die Scheu der Pariser Bevölkerung vor der Polizei. Inzwischen ließ der Polizeilieutenant nicht lange auf sich warten, er erschien mit einer Schaar Gehülfen und Fackelträger, und nachdem er die Erzählung des Handwerkers vernommen, wechselte er ein Paar Worte mit einem seiner Begleiter und öffnete mit eigener Hand die Hausthüre. Allgemeine Stille trat ein, indem der Lieutenant mit der Fackel hineinleuchtete, aber alles war leer und stille wie das Grab. Nun steuerte er zwischen den beiden Zähltischen hindurch, indem ihm die Uebrigen lautlos folgten. Er hielt eine Weile stille, eine kleine Blutlache beaugenscheinigend, die unter der Thüre ihren Weg aus dem Empfangszimmer in den Laden gefunden und murmelte: „Zum Thatbestand gehörig."

Nun schloß er die Thüre auf und warf sie zurück. In demselben Augenblick stürzten zwei Männer heraus, mit dem verzweifelten Versuche durchzubrechen. Der General-Polizeilieutenant ward zu Boden geschlagen und Einige hinter ihm wichen zurück. Aber beim Anblick der Polizeidiener sank dem Grafen und Chevalier der Muth, und sie waren im Augenblick verhaftet. Man untersuchte das Zimmer, und fand den unglücklichen Goldschmied völlig todt. Mochten die beiden

Eingeschlossenen gehofft haben in der Dunkelheit besser entschlüpfen zu können, wobei es freilich der Voraussetzung bedurfte, man würde sie ohne Licht aufsuchen, oder war ihnen, wie Einige vermuthen wollten, der Anblick ihrer Frevelthat zu unerträglich gewesen, gewiß ist, sie hatten die Lampe, welche Pierre in der Werkstatt gelassen, ausgelöscht, und waren allem Anschein nach längere Zeit in völliger Dunkelheit neben dem Leichnam, dem Werke ihrer Hände, geblieben.

Was mochten sie diese Zeit über gedacht, empfunden haben? — Niemand hat es je erfahren, gewiß aber ist, daß sie nach erkannter Unmöglichkeit zu entwischen, miteinander zu Rath gegangen uad ein Mährchen ausgeheckt hatten, das sie als wahrhaftigen Bericht des stattgehabten Vorfalls auftischen wollten.

Nachdem sich der Polizeilieutenant von Boden erhoben, befahl er, die Verbrecher abzuführen und zwar gesondert. Dann flüsterte er einem Polizeidiener ein Paar Worte zu, winkte Pierre an seine Seite, und sagte: „Wir sprechen gleich darauf mehr mit einander."

Der gute Handwerker war etwas verblüfft, als ihn der Polizeidiener am Arm ergriff und von dem Schauplatze, wo er seine Aufklärungen für ganz besonders nothwendig hielt, abführte. Sein Erstaunen wuchs, als er sich nach dem Hause des Lieutenants gebracht sah, der ihn selbst in ein Gemach einschloß, so daß kein sonderlicher Unterschied war zwischen ihm und den beiden Verbrechern, gegen welche er Zeugniß abzulegen hatte.

Doch sein Zimmer enthielt ein Bett, und für diesen Luxus würde Pierre noch viel dankbarer gewesen seyn, als er es wirklich war, wäre er eingeweiht gewesen in alle die Vorgänge, die sich zu Zeiten in Paris unter der väterlichen Fürsorge der Polizei der französischen Metropole ereigneten.

Sechstes Kapitel.

Das Gemüth unseres Drahtarbeiters gab sich nicht leicht ängstlichen Besorgnissen hin. Zwar hielt er es für auffallend und widerwärtig, daß er, der zuerst Lärm geschlagen und zu Ergreifung der Mörder aufs Wirksamste mitgeholfen, er, in Wirklichkeit der einzige lebende Zeuge der That, auf solche Weise hinter Schloß und Riegel gehalten werde. Aber mit seinem natürlichen leichten Herzen vergaß er bald die kleinen Uebelstände seiner Lage, und nachdem ihm die schrecklichen Bilder von heute Nacht eine Weile vorgeschwebt, rief er dreimal: „Peste!" beschwichtigte mit diesem Ausrufe die Göttin des Wunderbaren, warf sich auf sein Lager nieder, und fiel bald in gesunden Schlaf. Noch lag er da, ruhig und zufrieden schlummernd, als das Morgenlicht zum hohen Fenster hereinlugte; bald darauf trat ein Polizeiagent leise ein, und sah einige Minuten dem schlafenden Pierre zu, als wollt' er die etwaigen Geheimnisse seiner Brust in seinen Zügen lesen.

Wirklich ist es nichts weniger als unwahrscheinlich, daß das seine Absicht war, denn damals war Alles und Jedes in der guten Stadt Paris Gegenstand des Spionirsystems. Die stillen Gedanken selbst wurden von Seite der Regierung der kleinlichsten Spähe unterworfen, und man hielt die Geschicklichkeit der Polizei in gewandter Ausmittelung der Handlungen, Gedanken und Gefühle der Bürger für untrüglich. Selbst der Richter auf der Gerichtsbank, der Minister in seinem Kabinet waren so gut wie der Gefangene im Kerker oder der Lasterhafte in den niedrigsten Schlupfwinkeln des Verderbens und der Zügellosigkeit unter den Augen eines Spions, der ihnen näher stand, als sie sich träumen ließen, Alles sich merkend, und jezuweilen Alles enthüllend. Unter solchen Umständen sollte man denken, hätte nichts Böses Statt finden, kein Verbrechen ungestraft begangen werden können, und doch fiel Beides tagtäglich vor. Ja die Masse von Schlechtigkeit, Laster und Thorheit war vielleicht größer als zu jeder andern Zeit, und im Verhältniß kamen nur wenig Vergehen vor das Auge des Gesetzes.

Der Grund von all Dem war in zwei Ursachen zu suchen. Erstlich stieß bei einer energischen, schlauen Nation List auf List, und in einem Zeitraume von fünfzig bis sechzig Jahren hatte die Polizei das Volk dergestalt dressirt und geschult, daß es seine Lehrmeisterin bei mancher Gelegenheit auf das Trockene zu setzen wußte. Wohl mochte der Polizeilieutenant wissen, daß der und der Priester oder Abbé in der oder jener Woh-

nung der Ausgelassenheit aus und eingegangen, und dennoch mochte er keine Idee davon haben, welcher verbrecherischen oder verrätherischen Zusammenkunft derselbe eine halbe Stunde früher oder später angewohnt hatte. Zum Zweiten hatte die ehrenwerthe Gilde der „Mouchards," so nannte man die Spione, ihre besondern Regeln und Statuten, ihre eigenen Gewohnheiten und Vorurtheile — bestimmte Rechte und Privilegien, die sehr oft den vorgesetzten Beamten äußerst unbequem und widerwärtig waren. Einen gewissen Theil des Erspähten mußten sie natürlich mittheilen, zu mehr aber verstanden sie sich nicht außer gegen eine unmäßige Bezahlung, oder bei einem ganz besondern Ereigniß, über das die Polizei die genauesten, vollständigsten Mittheilungen zu bekommen wünschte. Die allgemeine Masse von Schlechtigkeit und selbst spezielle verbrecherische Fälle wurden selten, wenn je, angezeigt, außer wenn ein hoher Preis damit zu gewinnen war, ja es ist erwiesene Thatsache, daß mancher Mann drei, vier, fünf, sechs Jahre in Paris frei herumgehen durfte, während sein Leben in den Händen von sechs oder sieben ehrlosen Spionen stand, blos weil es ihren Absichten nicht convenirte, ihn bei der Polizei anzuzeigen.

Bisweilen war auch dergleichen Sicherheit der Preis geringerer oder größerer Bestechung, häufiger aber war die Schweigsamkeit der Mouchards wirklich nicht erkauft, denn sie waren gar philosophische Köpfe, die alles von einem höhern Standpunkte aus betrachteten. Sie waren nämlich so vollkommen überzeugt

von der Nothwendigkeit der Verbrechen und Schlechtigkeiten jeder Art zum Gedeihen und zur Förderung ihres eigenen Gewerbs und zu Erhöhung ihrer Einkünfte, daß sie nur mit Leidwesen eine Abnahme des Uebels in Folge der durch ihre eigene Wirksamkeit eingetretenen Entmuthigung wahrgenommen haben würden. Mit Einem Worte, sie betrachteten die Welt als einen großen Obstgarten, wo die Sünde gedieh zu ihrem eigenen Besten. Wohl pflückten sie recht gerne die Frucht, aber es würde ihnen leid gethan haben, den Baum darüber zu Grunde zu richten.

Bei all dem vergesse man nicht, daß ich blos von Paris spreche. Freilich galt diese Stadt in den Augen ihrer Bürger für ganz Frankreich, und eine gewisse Ideenverwirrung, Beides in Sprache und Begriffen, verleitete sie zu dem Wahne, Paris wäre Alles in der Welt, und Frankreich nur eine kleine Portion, so ein Nebentheil davon. Aber nochmals gesagt, man vergesse nicht, daß ich nur von Paris spreche, das, noch so hoch angeschlagen, in keinem Falle das ganze Land war. Auf eine gewisse Entfernung von der Hauptstadt machte sich der Einfluß der französischen Polizei und das Spionirsystem noch fühlbar. Eben so äfften die großen Städte, wie sich von selbst versteht, die Metropole nach in ihren öffentlichen und Privatlastern. Aber es gab auch große Landstriche, wohin das Spionirsystem nicht dringen konnte, und von denen, wie sich nachher aufs Bedauerlichste erwies, die französische Regierung nicht die geringste Kenntniß hatte, wenig-

stens nicht hinsichtlich alles dessen, was die Bedürfnisse und Wünsche, die Gewohnheiten und den Charakter ihrer Bewohner angieng.

Wir kehren von der langen Abschweifung zu unserem Freunde Pierre Morin und dem Polizeiagenten zurück. Der Letztere, früher Mouchard, nun aber zur Würde eines Gefreiten emporgestiegen, ohne daß er den Sinn verloren für sein altes Handwerk, betrachtete, wie gesagt, längere Zeit die Züge des Drahtarbeiters. Nachdem er sich genügend überzeugt, daß der Mann den Schlaf der Gerechten schlafe, weckte er ihn durch einen tüchtigen Ruck am Arme. „Auf, auf," sagte er, „steht auf! der Polizeilicutenant verlangt augenblicklich nach Euch. Ihr müßt ihm erzählen, was ihr von dem nächtlichen Morde wißt."

Jeder Pariser, der nicht selbst ein Mouchard, brachte allen Individuen dieser Klasse ein bedeutendes Quantum Haß und Feindschaft in Rechnung, und den Polizeioffizieren kaum ein geringeres, und so war denn auch Pierre Morin nichts weniger als geneigt mit seinem Gesellschafter lange Conferenz zu pflegen. Er schüttelte sich schweigend, ohne sich durch eine in den Kleidern zugebrachte Nacht sonderlich angegriffen zu fühlen, und folgte dem Häscher zu der Privatwohnung des Generalpolizeilieutenants, wo er einige Zeit im Vorgemach warten mußte.

Endlich ward er vor das Antlitz des großen Mannes berufen, der ihn im Schlafzimmer empfing, dasitzend in einem gestickten Morgenanzuge und beschäf-

tigt mehreren schmackhaften Ragouts als Herzstärkung für die Tagesmühen ihr Recht widerfahren zu lassen. Man konnte Zeit und Raum unpassend finden zu einem Zeugenverhör, bei dem es sich um Mord handelte, allein das war nun einmal die Pariser-Sitte jener Tage und der Lieutenant ließ sich dadurch im Verzehren der Hühner und Weißbrödchen, im Genuß des mit Wasser gemischten Burgunders nicht stören, noch mehr, er fragte dazwischen seinen Mann mit bewundernswerther Ausdauer und Bestimmtheit aus.

Allerdings war ein Polizeilieutenant in den Augen der niedern Pariser-Classen, ja selbst in denen der höhern, von jeher eine gar wichtige Person, aber unser Drahtkünstler ließ sich nicht leicht aus der Fassung bringen. So beantwortete er auch dießmal alle ihm gestellten Fragen getreu, klar und kundig. Seine Erzählung war nicht nur wahr, sondern auch genau, denn scheinen in solchen Fällen auf den ersten Blick Wahrheit und Genauigkeit synonym zu seyn, so sind sie doch in Wirklichkeit ganz verschiedene Dinge. Manchem, der die reine Wahrheit sagt, glaubt man nicht, weil er die rechte Ordnung nicht zu finden, die erläuternden Einzelheiten nicht ins gehörige Licht zu setzen, dem Ganzen nicht das Gepräge der Wahrheit zu geben weiß. Aber Pierre ging ins geringste Detail ein, verbreitete sich über seinen Abendbesuch bei dem Ermordeten, und gab die Unterredung mit solcher Schärfe und Charakteristik, daß der Lieutenant über dem Portrait des allbekannten Fiteau sich des Lächelns

nicht enthalten konnte. Dann erzählte er, wie ihn der Goldschmied in die Werkstätte eingeschlossen, damit die Arbeit zur bestimmten Zeit fertig werde, „ich weiß nicht, wie lange ich so eingeschlossen war," fuhr er fort, „als ich ein Geräusch hörte, das mir wie ein plötzlich erstickter Schrei vorkam. Ich suchte es mir auszureden und förderte mein Werk, aber kaum hatte ich einen Ruck mit der Zange gethan, so begann ein schreckliches Gepolter im nächsten Zimmer und ich hörte den alten Fiteau rufen: „Hülfe, Hülfe, Mord, Mord!" Da alle Fenster vergittert waren, konnte ich nur durch die Thüre ausbrechen. Aber diese war verschlossen, und da es Zeit gekostet hatte, die Bänder zu sprengen, so ergriff ich einen Meißel und schlug mit ihm das Schloß zurück. Die Thüre sprang auf, das Zimmer draußen war dunkel, aber im nächsten Moment verbreitete die Lampe, bei der ich gearbeitet, ihr Licht darüber. Das Erste, was ich sah, war der arme alte Mann auf dem Boden, über ihm auf den Knieen zwei Männer in der Kleidung der höhern Stände. Der Eine drückte des Goldschmieds Kopf und Mund auf den Boden nieder, während ihm der Andere einen Stich zu versetzen schien mit dem Messer. Wie ich eintrat fuhr der Eine auf —"

„Halt, halt!" fiel der Lieutenant ein, „Ihr sagt, er stach ihn mit dem Messer; so waren dazumal die Degen nicht gezogen?"

„Nein," erwiederte Pierre, „die Degen waren damals nicht gezogen, das geschah erst, als ich den,

der sich zuerst erhob, mit dem Hammer zu Boden schlug."

„Wo ist der Hammer?" fragte der Lieutenant.

„Hier," war die Antwort, indem ihn Pierre aus der Tasche zog und der verlangenden Hand des Beamten überreichte.

„Nur zu," sagte der Lieutenant, „was geschah zunächst?"

„Nun," erwiederte Pierre, „rannte der Andere, welcher sich inzwischen erhoben, mit gezücktem Degen gegen mich an, hier half mir aber der arme alte Fiteau aus der Klemme, obwohl er so mausetodt war als die heilige Genoveva. Denn der Schurke stolperte über den Leichnam, ehe er mir den Degen durch den Leib rennen konnte. Nun war ich mit einem Satze aus dem Zimmer, warf die Thüre zu und schloß Beide ein. Zwar gaben sie sich alle Mühe, sie aufzudrücken, aber sie konnten nicht. Freilich, wärens keine Einfaltspinsel gewesen, oder sonst verwirrt durch ihre Unthat, so hätten sie das Schloß bald losgehabt, mit all den Werkzeugen die ich drinnen gelassen. Mittlerweile sprang ich aus dem Laden und machte Lärm. Das Uebrige wißt Ihr, gnädiger Herr."

Man wird nicht ausser Acht lassen, daß der gute Pierre Morin es wenigstens bei dieser Gelegenheit nicht für passend hielt, der Person, welche er an der Außenseite der Ladenthüre gesehen, auch nur mit einem Worte zu erwähnen. Vielleicht wars Vergeßlichkeit, vielleicht eine Regung des Mitleids, der Gutmüthig-

keit, die ihn einen Mann schonen hieß, von dessen Schuld er einer so schrecklichen Anklage gegenüber keine sichere Beweise hatte. Allerdings war keine Nothwendigkeit vorhanden, ungefragt mehr zu sagen, denn sobald er mit den Einzelheiten des Mords zu Ende gekommen, begann der Polizeilieutenant das strengere Verhör.

„So," sagte er, „Ihr wollt, ich solle all das als baare Münze annehmen?"

„So denk' ich, gnädiger Herr," war Morins Antwort. „Noch mehr, ich weiß sogar, daß Ihr es glaubt. Ihr seyd sicherlich nicht der Mann, das Wahre vom Falschen nicht zu unterscheiden, wenn man Euch Beides vor Augen legt."

„Wirklich?" meinte der Lieutenant mit einem sarkastischen Lächeln über die derbe Schmeichelei, womit der gemeine Franzose so schnell bei der Hand ist als der gemeine Mann in Irland, indem er sie für nichts weiter als gewöhnliche Höflichkeit hält — „das muß man Euch lassen, Meister Pierre Morin, Ihr seyd ein sehr begabter Mann. Obwohl Allem Anscheine nach ein Neuling in dem Gewerbe, nehmt Ihr es doch schon bezüglich der Unverschämtheit mit dem ältesten „Filou" in Paris auf. Allein meinem Scharfsinn erweist Ihr keine sonderliche Ehre, wenn Ihr mir dergleichen lächerliche Bären aufzubinden gedenkt, als da sind das Mährlein von dem alten schmutzigen Goldschmied, der Euch die ganze Nacht in seinem Hause gelassen, und Ihr Euch gutwillig hättet einsperren lassen, bis es ihm

belieben mochte, Euch den andern Morgen wieder laufen zu lassen."

„Wenn Ihr das nicht glauben wollt, gnädiger Herr," erwiederte Pierre Morin ruhig, „was wollt Ihr denn glauben, wenn ich bitten darf?"

„Etwa das," antwortete der Gefragte, „daß Ihr selbst einer der Mitschuldigen seyd, zur Wache im äußern Laden gelassen, während eure beiden Gefährten die That drinnen begingen. Beunruhigt durch des alten Manns Geschrei oder durch nahende Schritte, mochtet Ihr die Andern einsperren und Alarm schlagen. Ein feiner Streich ich bekenns, der denn auch nicht ohne seinen Lohn bleiben sollte. Gesteht Ihr Alles und legt Zeugniß ab gegen Eure beiden Freunde, so sollt Ihr Pardon haben, und wir können sonst was für Euch thun. Keiner paßt besser zum Polizeidiener, als wer ein par mal selbst ertappt worden. Was meint Ihr?"

„O, gnädiger Herr, gegen die Beiden leg' ich recht gerne Zeugniß ab," erwiederte Pierre Morin, „aber da ist ein dritter, ehrlicher Gesell, gegen den ich kein Zeugniß ablege, und der heißt Pierre Morin."

Den Polizeilieutenant schien die besonnene Abfertigung zu amusiren, und da er von Morins Unschuld vollkommen überzeugt war, so ließ er den bisherigen Ton fallen und versetzte: „schon gut, laßt hören, was Ihr denn wirklich bezeugen könnt?"

„Alles, was ich gesehen," erwiederte Morin.

„Nicht so eilig, nicht so eilig!" rief der Beamte.

„Wie viel Uhr wars, als Ihr in den Laden des alten Fiteau kamt. Gebet die Zeit ganz genau an."

„Bis auf die Minute kann ich das nicht," sagte der Andere, „denn ich sah nicht auf die Uhr, und hörte auch nicht schlagen; aber es war genau um die Zeit, wo der westliche Himmel ganz roth und golden wird, während der östliche eine Mausfarbe angenommen."

„Das heißt wohl nach halb sechs Uhr," meinte der Lieutenant, „und wenns beliebt, um welche Zeit entfernte sich der Knabe?"

Wir haben oben gesagt, daß der Lieutenant von Pierres Unschuld aufs Vollkommenste überzeugt war, auch hatte er dessen Aussage, daß der Knabe zur Zeit da ihn Fiteau eingeschlossen, im Laden gewesen, keineswegs vergessen. Allein Schlingen zu legen und die Leute in ihren eigenen Angaben sich verwickeln zu lassen, war ihm nun einmal dermaßen zur andern Natur geworden, daß er sich dieser Frage nicht enthalten konnte, obwohl aus bloßer Neugier wie die Antwort ausfallen würde.

„Just um sieben Uhr," versetzte der Handwerker geradezu, zu großem Befremden des Lieutenants.

„Wirklich?" sagte dieser, „und welchen Weg schlug er ein, wenn ich fragen darf?"

„Das kann ich nicht sagen," erwiederte Pierre lachend. „Ihr wißt, ich war eingeschlossen in der Werkstätte."

„Wie könnt Ihr dann sagen, um welche Zeit er fortging?" fragte der Beamte.

„Weil," antwortete Pierre schmunzelnd, daß ihm der Herr ins Garn gelaufen, „weil ich auf den Tisch gestiegen war, das Fensterchen zu öffnen, und da hört' ich den alten Fiteau zu dem Knaben sagen: „Eile dich, Faulpelz, und verliere keine Zeit auf dem Wege." Und im Augenblick, wo die Thüre zuging, begann der Junge ein Liedchen, das ich ihn oft habe summen hören, hielt aber inne, als es auf Notre dame sieben schlug wahrscheinlich denke ich, weil dieser Gesang und der seine nicht zu einander paßten."

Der Lieutenant lächelte, denn der Kampf mit geistigen Waffen machte ihm höchlich Vergnügen, selbst wenn die Gewandtheit des Gegners seinen Angriff abzuschlagen wußte. „Führt den Knaben Pierre Jean ein," sagte er zu dem Schreiber, der an einem Nebentisch entsetzlich protocollirte, und der unterthänige, schweigsame Aufnotirer fremder Worte und Handlungen erhob sich, ohne einen Laut, schlich auf den Zehen hinaus, und kehrte ebenso leise mit dem Ladenjungen des armen Fiteau zurück. Der Knabe war ganz erschrocken, sich in solcher ehrfurchtgebietenden Gegenwart zu wissen, er schien sich so recht in dem Seelenzustande zu befinden, wo ein schlauer Inquirent alles was ihm beliebt aus dem Zeugen herausbringen kann."

Was waren die letzten Worte, womit dich gestern Abend dein Meister entließ?" sagte der Polizeilieute-

nant zu dem Knaben. „Merke wohl, die allerletzten Worte, die er dir sagte?"

„Er sagte, er sagte," erwiederte der Knabe zuerst zum Plafond hinauf dann auf den Boden sehend — „er sagte: trage das zu Frau von Rohan. Das ist das Letzte, was er sagte."

Der Lieutenant grinste, aber ehe er fortfahren konnte, rief der Drahtarbeiter: „Was sagte er dir vor dem Laden draußen, Pierre Jean?"

Bei dem Klang einer bekannten Stimme kam der Knabe wieder zu sich, das ließ sich auf seinem Gesichte sehen, und er versetzte ohne zu stocken. „Ja, da sagte er: beeile dich und verliere keine Zeit auf dem Wege, auch hieß er mich einen Faulpelz, obwohl ich mich immer nach Kräften beeile."

Nun war die Reihe zu grinsen an Pierre Morin, der Knabe wurde hinausgeschickt, und der Beamte setzte das Verhör mit Ersterem fort. Zuerst erkundigte er sich, was er mit dem Werkzeuge gethan, womit er die Thüre aufgeschlagen, dann ging es an ein sehr ernstes, pünktliches Ausfragen über den Umstand, welcher von den beiden Mördern das Messer in der Hand gehabt, welcher von ihnen dem armen Goldschmied den Mund zugehalten in dem Augenblicke da Pierre im Gemach erschien.

Pierres Antworten waren auf alle Fragen klar, bestimmt, entschieden. Nie stockte er, nie widersprach er sich, nie ging er im Geringsten von einer einmal gemachten Angabe ab, und jedes seiner Worte ward

von dem Schreiber am Nebentisch aufs Eiligste aufnotirt. Morins Charakter stieg hoch in der Achtung den Polizeilieutenants, nicht sowohl wegen der moraischen Tüchtigkeit, die er an den Tag gelegt — denn bei Gelegenheit hatte er gegen einen tüchtigen Schelmen nichts einzuwenden — als wegen seiner Gewandtheit, Entschiedenheit, Geistesgegenwart, freilich beherzigenswerthe Eigenschaften an denen, die mit Dingen zu thun haben, welche ins Gebiet der Polizei einschlagen.

Nachdem das Verhör über eine halbe Stunde gedauert, fragte der Polizeilieutenant plötzlich, ob Pierre schreiben könne. Auf die bejahende Antwort mußte er ein paar Sentenzen niederschreiben, die der Beamte mit beifälliger Musterung durchsah, worauf er die Zeugen abtreten und draußen warten hieß.

Pierre fand im Vorzimmer mehrere Polizeidiener in ihrer damaligen Amtstracht, und ein Paar andere Leute in Civilkleidung, die aber in der That gleichfalls Polizeibeamte, nur von höherem Grade und in minder ostensibler Stellung waren. Wir sprechen von denselben Leuten, die mit einer Lettre de cachet und einem unsichtbaren, aber auf den ersten Wink bereiten, Personal untergeordneter Geister ausgerüstet, einem Geistlichen oder Edelmann, einem Soldaten oder Justizmann, in Mitten einer heitern Versammlung oder auf einem öffentlichen Spaziergange wenige Worte im sanftesten Tone zulispelten, worauf sich plötzlich eine ganz eigenthümliche Veränderung in den Zügen und dem

Benehmen des guten Mannes kund gab. Die Anwesenden sahen seine Wange erblassen, das Lächeln entfloh seiner Lippe, seine Kniee zitterten, die Augen verloren ihren Glanz, und das Opfer der Willkührherrschaft fügte sich einem Befehl, dem sich nicht widerstehen ließ.

Pierre Morin sah sich nach dem Ladenjungen um, und da er ihn wider Erwarten nirgend erblickte, so erlaubte er sich eine dießfallsige Anfrage bei einem Gefreiten. Der Mann sah ihn mit verächtlichem Lächeln an und erwiederte: „Ihr werdet bald erfahren, guter Freund, daß man an diesem Ort weder Fragen stellt noch beantwortet.“

„Im andern Zimmer wenigstens läßt man es an Fragen nicht fehlen, das weiß ich,“ versetzte Pierre.

„Es gibt noch ein drittes,“ entgegnete der Gefreite, „wo man sich mit Einer Frage begrüßt, aber Ihr möchtet wohl schwerlich mit ihr zurechtkommen, würde sie Euch vorgelegt.“

Diese ziemlich deutliche Anspielung auf die Tortur machte Pierres guter Laune ein schnelles Ende, und er beobachtete forthin ein tiefes Schweigen. Zwischen den beiden Gemächern begann nun eine lebhafte Communication, wie sich aus dem unaufhörlichen Hin- und Wiederlaufen der Beamten erkennen ließ, und endlich ward Pierre durch einen Gefreiten die Treppe hinuntergebracht und in einen Fiacre gesetzt, der nach dem Châtelet rollte. Schon hielt der Wagen des Polizeilieutenant unter der Einfahrt des Gefängnisses,

denn der Beamte war wenige Minuten vor dem Handwerker abgefahren. Beide, Gefreiter und Handwerker, traten durch das enge Pförtchen in das Innere der düstern, grausigen Wohnung des Elends und Verbrechens, aber auf einige leise geflüsterte Worte des Portiers machte der Gefreite Halt und da unterdeß der arme Pierre ein paar Schritte vorwärts gethan, befahl er ihm zurückzutreten, bis man ihm rufe. „Die Leute kommen hier schnell genug herein," sagte er mürrisch, „Ihr dürftet es schwerer finden, wieder hinauszukommen."

Der gute Drahtarbeiter schenkte diesen Worten gerne Glauben, denn sein Vorwärtsschreiten war mehr die Wirkung innerer Bewegung, sich an diesem Ort zu sehen, als die Folge guter Laune. Warum man ihn hergebracht, wußte er nicht, und obgleich er aus dem Umstande, daß sich der Polizeilieutenant vor ihm eingefunden, einige Hoffnung auf alsbaldige Wiedererlangung seiner Freiheit schöpfte, so war doch seine Brust von argen, schrecklichen Ahnungen beklommen beim Anblicke dieser dunkeln Kreuzgänge und dichten Mauern, die eine nur zu traurige Berühmtheit in der französischen Geschichte gewonnen. In diesem Zustande der Ungewißheit und Furcht hätte sich der arme Mann lieber mit allem Andern beschäftigt, als mit seiner gegenwärtigen Lage, und ein ungeheurer Bullenbeißer mit stacheligem Halsbande, der neben dem Kerkermeister stand, * war der erste Gegenstand, wo-

* Jeder Schließer der Châtelet hatte damals mehrere solcher

mit er sich zu zerstreuen suchte. Als er aber die Hand ausstreckte, das Thier zu streicheln, fand er in ihm den Dämon des Ortes lebendig. Zuerst schnappte es heftig nach der liebkosenden Hand, dann faßte es den Mann scharf ins Auge, und schnappte ihm plötzlich mit scharfem Bellen nach der Gurgel, der Schließer lachte und winkte dem Hunde mit dem Finger, worauf er, augenblicklich ablassend, an die Seite des Gebieters zurückkroch.

Einen Augenblick herrschte nun vollkommene Stille, aber Pierre gehörte keinem Alter, keiner Nation, keinem Charakter an, die sich in der Länge ruhig und unbeschäftigt verhalten können, und nachdem er seine Augen ein Paar Minuten lang auf irgend einen Gegenstand an der andern Seite des Hofs gerichtet, setzte er sich ein wenig in Bewegung gegen ein geräumiges, schweres hölzernes Gehäuse, das hart an dem Pförtchen stand. Es trug deutliche Spuren eines hohen Alters, und glich der Gestalt nach einem großen Sarge. Gern hätte sich Pierre nach seiner Bestimmung erkundigt, wäre ihm nicht im Laufe dieses Morgens schon mehr als eine unfreundliche Abfertigung zu Theil geworden, aber der Schließer folgte ihm mit den Augen, und wendete sich dann mit grimmigem bedeutsamem Lächeln zu dem Gefreiten.

Hunde, die nach allem zu schließen, dressirt waren, die Gefangenen wie Schafherden da- und dorthin zu hetzen. Sie wurden mit ganz besonderer Sorgfalt gepflegt.

„Wißt Ihr, was das ist," guter Junge," sagte er endlich. „Das nennen wir die „Fußkruste!"

Der arme Pierre war so sehr im Unklaren als je, und da er nicht weiter fragen mochte, murmelte er bei sich: „Die Pastetenkruste! die Pastetenkruste!"

„Ja wohl," sagte der Schließer, nachdem er ihm einige Zeit vergönnt zu Lösung des Räthsels — „ja wohl, die Pastetenkruste, oder mit andern Worten: unser „Zwangssarg." Geht nemlich eines unserer Schoßhündchen drauf, und das begegnet gewöhnlich jeden andern Tag, so stecken wir ihn ohne weiteres dahinein und schicken ihn auf den Begräbnißplatz, wo er so behaglich in seinem Grabe liegt, als hätte er noch so viel Eichenholz um sich herum. Auch ists ein unnöthiger Luxus um einen Sarg, und weiter nichts; ich sehe wahrlich nicht ein, warum wir ihnen einen Sarg geben sollten, geben sie uns doch nichts als Unruhe."

„Und begrabt ihr sie augenblicklich?" fragte Pierre leise.

„Natürlich," war die Antwort, „warum sie länger überm Boden behalten? Eine halbe Stunde warten wir zu um sicher zu gehen, so ists recht, und dann hinunter mit ihnen. Oft trifft sichs, daß einer unserer Strohmänner* darauf geht, während ein Anderer krank ist. Dann warten wir etwas, um zu sehen, ob der Andere nicht mitgeht. Ihr seht, die Pastetenkruste ist weit genug mehr als ein Rebhuhn zu fassen, und, in

* So hieß man die Gefangenen, weil sie in ihrem Kerker auf Stroh lagen.

eine laute Lache über seinen Scherz ausbrechend, gab er dem Sarge einen Fußtritt und begleitete den dumpfen hohlen Ton mit dem Nachsatze: „nun ist er leer, aber erst gestern schob ich drei hinein, und dabei mags für die nächsten zwei Tage sein Bewenden haben.“

Es ist zum Verwundern, wie sehr die Gewohnheit das menschliche Herz abstumpft gegen die Leiden seiner Nebenmenschen, wie sehr sie uns stählt gegen die seltsamen, schrecklichen Vorkommenheiten irdischer Existenz. Außerdem gibt es aber auch noch Menschen, die selbst ohne eine solche Schule einen Genuß finden im Anblicke fremder Leiden, eine Art angenehmer Augenweide, die nach Maßgabe der erhöhten Qual, des steigenden Jammers sich vermehrt. Ich begegnete einst einem Menschen, der in der blutigstrn Periode der Revolution das Scharfrichteramt in einer großen Stadt Frankreichs geübt hatte. In Folge seiner Wunden, die er später im Kriege davon getragen, war er zum Krüppel geworden, so daß er einen guten Theil der Angst und Leiden, die er früher über andere zu bringen getreulich mitgeholfen, an sich selbst empfunden hatte. Und doch, als ich ihn fragte, ob er nicht mit Abscheu und Bedauern auf jene Zeiten und Thaten zurückblicke, sagte er lachend: „Ganz und gar nicht!“ Vielmehr wünsche er, daß jene Tage wiederkehren, und er wie damals im Stande seyn möchte, den Hunden die Köpfe abzuschlagen. Dabei glühten seine Augen von Begier, daß man an seiner Aufrichtigkeit nicht zweifeln konnte.

Zu diesem Schlage gehörte der Schließer, mit dem wir es hier zu thun haben. Obgleich er wohl wußte, daß der Handwerker schwerlich unter seiner sanften Zucht bleiben würde, gereichte es ihm doch zu großem Vergnügen alle Arten von Besorgniß in seinem Busen zu wecken, jeden peinlichen, widrigen Gegenstand, den Ort und Stelle bot, seinem geistigen Auge vorzuführen.

Doch sollte er es nicht lange treiben, denn ein Paar Minuten nach dem erwähnten Dialog rief ein Gerichtsbote Pierre Morin und den Gefreiten vor den Polizeilieutenant. Sie fanden ihn am obern Ende eines großen Saals, in einem Armstuhl sitzend, zwei bis drei Schreiber neben ihm an einer Tafel, am andern Ende des Zimmers aber einige dreißig Gefangene mit der entsprechenden Zahl Schließer und Bogenschützen. So hieß man Letztere immer noch, obgleich Bogen und Pfeil längst verschwunden waren.

„Tretet näher," sagte der Lieutenant, Pierre Morin zu sich winkend, und als dieser an seiner Seite war, fuhr er leise fort: „Mit den Worten „Nummer eins" habt Ihr den Mann zu bezeichnen, der das Messer führte, mit „Nummer zwei" den, welcher den Goldschmied niederhielt. Faßt die Gefangenen wohl ins Auge, wenn sie an Euch vorübergehen, und erkennt Ihr einen der Mörder, sagt „Nummer eins" oder „Nummer zwei," je nachdem es sich trifft."

Nach einer kleinen Pause gab er den Schließern ein Zeichen, und nun mußten die Gefangenen einer

nach dem andern durch den Saal marschiren, an dem Lieutenant und seiner Umgebung vorüber, durch die Thüre zur Linken wieder hinaus.

Für einen Philosophen wärs ein sehr interessantes Schauspiel gewesen, er hätte die Wirkungen der Gefangenschaft auf den Charakter der Unglücklichen, nach Maßgabe der verschiedenen Verhältnisse aus ihrem Aeußern entnehmen können Da war der leichte sorgenlose Wüstling, der den Weg hieher gefunden in Folge einer verbrecherischen Intrigue oder eines müßigen Streits. Seht wie er auf den Fersenforttänzelt, so leichtsinnig und gedankenlos, als hätte er in seinem Leben nichts Böses gethan, niemals Kummer und Sorge erfahren. Ihm folgt der tiefer fühlende Mann niedergedrückt vom Bewußtseyn des Verbrechens oder der Schande, mit zu Boden geheftetem Blicke hinschleichend, das hektische Roth banger Sorge auf den Wangen. Auch der kecke, brutale Verbrecher fehlte nicht, gestählt durch fortgesetzte Frevelthaten, und der vollendetsten Frechheit Meister geworden durch ein ganzes langes Leben voll böser Handlungen. Festen Blicks faßte er die Anwesenden ins Auge, halb geneigt zu pfeifen, der Behörde zum Trotze, die seines Bedenkens das Schlimmste au ihm gethan. Der düstere, niedergedrückte Mann der Schuld und Verzweiflung blieb gleichfalls nicht zurück, das Zeichen vieljähriger Haft und Absonderung ist ihm aufgedrückt, das Licht der Hoffnung in seinem Aug' erloschen wie in seinem Herzen, und nichts ist ihm geblieben als

die Zähe des Lebens, die Fähigkeit zu dulden. Aber wer kommt zuletzt mit der kühnen drohenden Stirne, festen Gangs mit gemessenem militärischen Schritte, zugleich aber mit dem rastlosen scheuen Auge und der bebenden Lippe – gleichviel ob die Folge der Wuth oder der Furcht?

„Numer zwei," sagte der Handwerker laut ohne das geringste Zögern, ja mit fester, bestimmter, feierlicher Stimme, als wäre er ergriffen von der Wichtigkeit des Augenblicks und der hochheiligen Pflicht, die ihm zugefallen.

„Wißt Ihr das ganz gewiß?" fragte der Lieutenant leise.

„So wahr ich lebe!" war die Antwort und der Lieutenant winkte einem der Bogenschützen, der dem Gefangenen aus dem Saale folgte.

Zwei bis drei Andere folgten, ohne daß der Handwerker den Mund aufthat. Endlich erschien ein Mann von ausgezeichnetem Aeußern, der sich mit Anmuth und Leichtigkeit bewegte, aber langsam, ruhig, überlegt. Im Gesicht ließ sich kein Zug erblicken, der die Gefühle seines Innern irgend angedeutet hätte, mit einziger Ausnahme eines kaum merklichen höhnischen Lächelns, gleich als hätte die Verachtung vor dem gegenwärtigen Verfahren jedes andere Gefühl in ihm gänzlich erstickt.

„Numer eins!" sagte der Handwerker fest, und der Gefangene, ohne davon Notiz zu nehmen, gieng vorüber. Ein paar andere Elende schloßen den Zug.

dann erhob sich der Polizeilieutenant und flüsterte einigen seiner Leute seine Befehle zu.

„Kommt," sagte er dann, sich zu Pierre Morin wendend, „wir haben es selten mit Leuten eures Schlags zu thun; geht nun nach Hause und verhaltet euch ruhig, bis ich euch wieder rufen lasse. Aber nie entfernt euch auf einen ganzen Tag aus eurer Wohnung, bis der ganze Handel zu Ende ist. Haltet Ihr euch so wacker am Gerichtstage wie heute, so wollen wir euch was Besseres zu thun geben, als Silberdraht flechten zu Filigrankörben."

Siebentes Kapitel.

In allen Straßen und Gassen der Stadt Paris, auf den Plätzen und die Quays entlang hörte man am Morgen des 30sten April ein unaufhörliches Geschrei. Es kam von einer Anzahl Männer, deren kräftige Lungen durch unausgesetzte Uebung sich die vollkommenste Virtuosität in ihrem Geschäft zu eigen gemacht hatten, und dieses war, alles das auszurufen, was die Neugier des Pariser Publikums anzuziehen im Stande seyn mochte.

„Arrêt de mort! Arrêt de mort! Todesurtheil! Todesurtheil!" so lautete der Gesang der stämmigen Stentore, indem sie mit Bündeln gedruckten Papiers in den Händen Straße auf Straße ab rannten. Eine kleine Kupfermünze war der Preis, um den die Menge

ihre Neugier befriedigen konnte, und wer sie daran rückte, hatte das Erkenntniß in Sachen des Grafen H— und des Chevalier M— wegen kaltblütigen, überlegten Mords, begangen an dem alten Goldschmied Gaultier Fiteau, in Händen.

Das Volk las mit Erstaunen und Schrecken, denn die Namen der Verurtheilten verkündigten edles Blut und hohe Stellung, und die Strafe, die schreckliche Strafe des Rads, war seit Menschengedenken über Niemand als Leute aus der niedrigen Klasse verhängt worden. Allerdings sah das Volk fast täglich ohne Verwunderung oder Schrecken einen seines gleichen demselben schrecklichen Schicksal erliegen, und Manche, die gestern ihre Augen geweidet an dem blutigen Schauspiel, erwarben sich heute durch Begehung eines ähnlichen Verbrechens das Privilegium, ihren Vormann in Bälde auf dem Schaffot abzulösen. Jetzt aber — welche Verkehrtheit der menschlichen Natur! betrachteten dieselben Personen, welche die Hinrichtung eines gemeinen Verbrechers als etwas Gleichgültiges hinnahmen, nun es sich um den Tod zweier Adeliger handelte, dasselbe Schauspiel mit Schrecken und Bestürzung. Eine seltsame Ideenverbindung ließ sie den Abscheu, den ihnen die durch die bessere Erziehung vermehrte Schuld hätte einflößen sollen, auf die Todesart übertragen, und sie starrten auf das Rad mit Gefühlen, deren sie sich früher bei seinem Anblick nie bewußt gewesen waren.

So war die Volksstimmung bei Gelegenheit der

Verurtheilung, aber unter dem Adel selbst herrschte noch mehr Bewegung und Schrecken. Hier kam der Stolz mit ins Spiel — der Stolz auf Blut und Rang, die ihnen so lange eine Art Immunität im Bösesthun ausgewirkt hatten. Sie wähnten, ihre Standesprivilegien müßten sich auf Alles und Jedes erstrecken. Schon das Todesurtheil machte ihren vollen Unwillen rege, um wie viel mehr der Gedanke, daß zwei Edelleute wie gemeine Verbrecher auf dem Rade sterben sollten. Und sie zweifelten nicht, ja sie wollten nicht zweifeln, wenigstens an einer Strafverwandlung, falls die Verbrecher nicht etwa vollständig begnadigt werden sollten. Zuerst hatten sie die Kühnheit um Letzteres einzukommen, aber die strenge Stirne, mit der sie empfangen wurden, lehrte sie Mäßigung und sie baten nun nur noch um Strafverwandlung.

Die Antwort war: „es ist unmöglich," und nun ward jedes Argument, jede Vorstellung aufgeboten zu Erwirkung einer Milderung. Tausende von Adeligen zogen zum Palaste, Conferenz auf Conferenz wurde gehalten, und man stellte dem damaligen Beherrscher Frankreichs vor, daß die Verbrecher in näheren Verhältnissen stünden mit den ersten Familien des Landes. Man machte den Abscheu, die Schande, das Unglück geltend, die auf das Haupt so mancher edeln Person fielen, wenn die entehrende Sentenz, sonst nur über vollständig überwiesene gemeine Verbrecher verhängt, vollzogen würde an zweien Männern von so hoher Stellung. Aber der Monarch blieb unbeweglich und

hatte für alle diese Bitten die Erwiederung bereit: „Das Verbrechen macht die Schande, nicht die Strafe."

So kam denn der fatale Tag herbei und trotz aller bis zum letzten Augenblicke fortgesetzten Umtriebe setzte sich der traurige Zug zur bestimmten Stunde vom Châtelet nach dem Grèveplatz in Bewegung, und der schreckliche Akt ging vor sich, ohne daß der unbedeutendste Punkt des Erkenntnisses bei der Hinrichtung unvollzogen blieb. Glied um Glied, Bein um Bein ward den Verbrechern auf dem Rade gebrochen durch die eiserne Stange des Scharfrichters, und ihr Geschrei — denn selbst der Entschlossenere von den Beiden konnte sich der Klagetöne nicht enthalten — machte ringsum die Luft wiederhallen, bis ihnen die Kraft ermangelte mehr hervorzubringen, als die leise Bitte um etwas Wasser zu Stillung ihres brennenden Dursts, und um den Gnadenstoß, ihren Leiden ein Ende zu machen.

Während die schreckliche Scene auf dem Grèveplatze vor sich ging und ihre Wirkung nicht verfehlte, sowohl auf die Gemüther der Zuschauer als auf die höhern und niedern Classen von ganz Frankreich, befand sich unser guter Freund Pierre Morin auf dem Zimmer des Polizeilieutenants, und Beide hatten unter vier Augen gar Manches abzumachen, was die Interessen des Handwerkers innigst berührte. Endlich gieng die Conferenz zu Ende, der Drahtarbeiter verließ das Haus und schlug die Richtung ein nach einem Stadttheile, den man nach dem Temple nannte.

Wer ihn in seinem früheren Anzuge gekannt, wie wir solchen im ersten Kapitel beschrieben, in der Arbeitsjacke mit dem ledernen Schurzfell, würde ihn in seiner gegenwärtigen Verwandlung nur mit dem größten Erstaunen wieder erkannt haben. Gleicherweise würde es denen ergangen seyn, die ihn einmal in seinem Sonntagsstaate, wenn er dem Tanze zur Guinguette zueilte, erblickt hatten. Denn nunmehr trug er ein gar hübsches schwarzes Kleid, das reinlich gekämmte Haar hatte einen modischen Schnitt, die für das übrige Aussehen fast zu braunen Hände versteckten sich hinter seinen Handschuhen, ein kleiner Degen zierte die Seite, und ein neuer Hut, in der Form zwischen dem des Hofstutzers und dem des jungen Rechtsmanns Mitte haltend, das Haupt. So geputzt war der äußere Theil unseres guten Pierre, der wirklich dem artigen Gewande keine Unehre machte. Sein von Natur nicht unebenes Gesicht nahm sich in anständiger Kleidung noch vortheilhafter aus, und seine kräftige hohe Gestalt hatte gleichfalls dadurch gewonnen. Auch fühlte er sich ganz behaglich in der Veränderung und sein Bein tänzelte dahin, als hätte es nie was anderes gekannt als seidene Strümpfe, als wäre der Fuß nie in rauherem Leder gesteckt als dem feinsten Korduan. Als er durchs Vorzimmer des Lieutenants kam, sahen ihn einige der Gefreiten spöttisch an, aber ihre Gesichter legten sich in die gebührenden ernsten Falten, sobald er sich gegen sie wendete. Fiel er Jemanden auf der Straße auf, so mochte er der nicht gerade reichen

aber emporkommenden Classe beigezählt werden, die damals in Paris im Allgemeinen sich schwarz trug, etwa den glücklichen Literaten, den geringeren Mitgliedern der Akademie, dem vielversprechenden Künstler, dem gepriesenen Musiker. Auch in dieser Beziehung war das Kleid wohl gewählt, denn es gehörte demjenigen Stande an, der am wenigsten Aufsehen machte.

So streifte er auf seinem Gange an mehr als einem entfernten Bekannten vorüber, ohne was anderes als einen zufälligen Blick, geschweige das geringste Zeichen des Wiedererkennens, zu erhalten. Pierre seiner Seits nahm von den Begegnenden nicht die geringste Notiz, daraus darf man aber nicht schließen, daß er mit dem Glücke seine Gesinnung gewechselt. Nicht im Geringsten vergaß oder verachtete er seine früheren Bekannten, sein Herz war so warm und gut, so ehrlich und wahr als je. Aber er hatte ein anderes Ziel im Auge, eine neue Lebensbahn war vor ihm aufgethan, und durch treue Pflichterfüllung auf ihr hoffte er denjenigen dienen und Vorschub leisten zu können, an deren Wohlfahrt er ein großes von Selbstsucht freies Interesse nahm.

Auf seinem langsamen Gange zum Temple stieß er unter anderm auch auf unsern Freund, den Abbé von Castelneau, dem das Gehen etwas sauer zu werden schien. Er hielt die Augen zu Boden geheftet, sein Gesicht war bleicher als gewöhnlich, die Lippen dicht verschlossen, als hätte er es in seinem Innern mit lauter peinlichen Gedanken zu thun. Der Leser

weiß bereits, wie ängstlich Pierre den Abbé gesucht, wie unruhig er war über dessen Verschwinden, und doch ließ er sich dießmal durch keinerlei Rücksicht bewegen den unerwartet Gefundenen anzureden. Der Abbé warf im Vorübergehen einen Blick auf Morin, schien ihn aber nicht wieder zu erkennen, und so streiften sich ihre Kleider, ohne daß zwischen deren Träger eine Sylbe gewechselt wurde. Man darf dabei nicht vergessen, daß damals der Unterschied zwischen der Tracht des Handwerkers und der höhern Stände bedeutender war als gegenwärtig, und so mag es denn nicht auffallen, wenn der Abbé, der Pierre nur zweimal gesehen, sich seiner nach der neuen Metamorphose nicht mehr erinnerte.

Morin hatte im Temple zu thun, einem Orte, damals wenigstens noch theilweise mit den Privilegien eines Asyls betraut. Zwar war das Recht Verbrecher vor dem Arme des Gesetzes zu schützen längst von ihm genommen, dagegen befand er sich noch immer im Besitze eines andern, das ihm fortwährend einen zahlreichen Zuspruch sicherte — nehmlich in dem Rechte, die Schuldner den Griffen betrogener Gläubiger zu entziehen. Nach Beendigung seines Auftrags begab sich Morin nach Hause, wo er seine gute Ehehälfte Mariette fand, so glänzend ausstaffirt wie er selbst. Wir lassen ihnen ihre Freunde über die neue behagliche Lage und theilen ein paar Worte von Abbé de Castelneau mit, dem wir so eben zufällig begegneten.

Dieser schlenderte noch eine Weile die fast öde

Straße hin, bis er auf einen der Ausrufer stieß, die einen Bericht von der heutigen Hinrichtung feilboten, noch ehe die unglücklichen Missethäter auf dem Rade kalt geworden waren. Bald zeigten sich Volkshaufen, die von der blutigen Execution zurückkamen, und der Abbé, in Folge eines kleinen Schuldpostens, den er nicht bezahlen konnte, zum Tempelbewohner geworden, wendete seine Schritte heimwärts aus Furcht einem Polizeibeamten ausserhalb der Grenzen seines zeitigen Asyls in die Hände zu fallen. Beim Eintritt in das ärmliche Gemach händigte ihm die Frauensperson, welche dieses und einige andere Zimmer bediente, ein kleines Paket ein. Der Abbé heftete einen ernsten Blick auf die Adresse, während die Dienerin ihren gewöhnlichen Geschäften nachgieng.

Endlich wendete er das Paket, um es zu öffnen und zu lesen. Aber kaum fiel sein Auge auf das Siegel, so ward er blaß wie der Tod, selbst seine Lippen entfärbten sich und das Paket entsank der zitternden Hand. Da lag es auf dem Boden, und er stierte darauf hin, als böte es ihm einen schrecklichen Anblick. Plötzlich bückte er sich mit einer Kraftanstrengung, hob es auf, riß das Siegel ab, und zu seinem äussersten Erstaunen kamen zwei, drei Banknoten zum Vorschein und zwar von denen, die damals als das Hauptpapiergeld durch ganz Frankreich circulirten. Der Betrag war ziemlich beträchtlich, aber auf den Noten lag ein kleiner nach Billetart gefalteter Papierstreifen mit dem-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

selben Siegel versehen, das ihn so erschreckt hatte. Der Inhalt lautete: „Abbé de Castelneau, verlaßt Paris und kehrt nie zurück."

Die Unterschrift fehlte, und die Hand war ihm unbekannt. Dürfen wir aber aus Thatsachen schließen, so verfehlten die Worte ihre Wirkung nicht. Denn augenblicklich war seine Schuld getilgt und vor Sonnenuntergang desselben Tages befand er sich ausserhalb des Weichbilds auf dem Wege ins südliche Frankreich.

Achtes Kapitel.

„Ich will euch sagen," spricht Rosalinde, „mit wem die Zeit Schritt geht, mit wem sie Trott reitet, mit wem Galopp, mit wem sie überall still steht." Das Wahre an der Sache ist, sie galoppirt mit uns allen. Der Ungeduld unserer Knabenjahre mag ihr Schritt zu langsam dünken, der Schwäche des hohen Alters vielleicht zu schnell, aber ach! er ist und bleibt gleichmäßig, wie wir endlich Alle finden, und gewandt muß der Reiter seyn, den sie nicht zuletzt im Schlamme absetzt.

Es ist eine vortreffliche Bemerkung eines großen Dichters, daß, erreiche einer das höchste Alter, die ersten dreißig Jahre ihm immer am längsten vorkommen. Das tägliche Einerlei der spätern Jahre treibt sich im Kreise herum wie der Zeiger auf einem Uhrwerk; während dieser von außen, die Bewegung von

innen Andern den Fortgang der Zeit bezeichnet, weiß die Maschine nichts davon, bis das Gewicht abgelaufen ist und der Pendel still steht.

Nirgends aber läßt sich die Zeit schneller abrollen als in einem Buche, denn hier herrscht der Verfasser, wenigstens während der Dauer des Schreibens, mittelst seines Zauberstabs, Feder genannt, über Alles, was in seinen Kreis gebannt ist. Die Zeit selbst, dieser weise Graukopf, dessen allumwerfender Gewalt nicht Thürme noch Tempel, nicht Throne noch Dynastien zu widerstehen vermochten, gehorcht seiner Ruthe, und beschleunigt oder mäßigt den Schritt nach seinem Willen. Vielleicht, daß sie sich nachher an den Lesern rächt, hier aber ist sie unter meiner Herrschaft, und demnach laß' ich zwischen dem Schlusse des letzten Kapitels und den zunächst folgenden Begegnissen einen Zeitraum von achtzehn Jahren verschwinden mit der Flüchtigkeit eines Traums. Halte dich, lieber Leser, für einen der sieben Schläfer, und der Ausfall, den ich dir zumuthe, erscheint dir nicht anders, als wie ein kurzes Mittagsschläfchen.

Auch dem Raume muß ich, wie der Zeit, Gewalt anthun, und so wende ich mich von der lärmenden Metropole Frankreichs in eine entfernte Provinz, und versetze mich und Andere in den Mittelpunkt einer Scene, die unserem Geschmacke mehr zusagt, als die dumpfe schmutzige Hauptstadt mit ihrer lasterhaften Menge und eiteln Lustbarkeiten, wo Zerstreuung für

Glück gilt und Luxus die Miene der Freude zu borgen sucht.

So waren denn achtzehn Jahre vorüber seit der Hinrichtung der Mörder des Gaultier Fiteau, achtzehn Jahre, seitdem Pierre Morins Talent und Geistesgegenwart die Augen eines Mannes auf sich gezogen, der willig und fähig war ihn von seinem ursprünglichen niedern Standpunkte emporzuheben. Achtzehn Jahre waren verschwunden, seitdem Abbé Castelneau die kleine Annette an Kindesstatt angenommen, und zum zweitenmal Paris verlassen, Letzteres vom Zeitpunkt an gerechnet, wo wir ihn dem Leser zum erstenmal vorzuführen Gelegenheit hatten.

Und was waren die Veränderungen, die diese achtzehn Jahre bewirkt? Ungeheure, ausserordentliche in den Staaten und Reichen Europas! Zwar saß noch derselbe König auf dem französischen Throne, aber die Gesellschaft hatte eine gewaltige Umwandlung erlitten und alle Beziehungen des Königreichs zu fremden Staaten waren anders. Aus Feinden waren Freunde geworden, aus Freunden Feinde, und die nächsten Verwandten des Monarchen standen seinen An- und Absichten erbittert gegenüber.

Wir beschränken unsere Forschungen auf einen engern Kreis. Welche Veränderungen hatten die achtzehn Jahre über den Abbé de Castelneau gebracht, und über das Kind, das er so seltsam adoptirt in einem Augenblick, wo er, wie wir gesehen, kaum selbst zu leben hatte? Der Gestalt nach war er so ziemlich

noch derselbe. Allerdings war das Haar etwas grauer geworden, und gewisse schwer zu beschreibende Zeichen gaben einem aufmerksamen Auge zu verstehen, daß die Schwingen der Zeit seit seinem ersten Erscheinen vor uns mehr als einmal über seinem Haupte vorüber geschwirrt waren. Er war älter geworden, aber nicht viel, denn das erstemal sah er älter aus als er war, und dießmal verhielt es sich umgekehrt. Auch mit seinem Innern war eine merkliche Veränderung vorgegangen. Zwar beabsichtige ich nicht in eine minutiöse Zergliederung seines Charakters einzugehen, vielmehr möge sich dieser im Verlaufe der Geschichte selbst entwickeln, doch vergesse man dabei nicht, daß wir es nicht mit einem Phantasiestück, sondern mit einem lebenden Geschöpfe von Fleisch und Blut zu thun haben, mit einem Wesen gemischt aus Gut und Böse, das zu seiner Zeit lebte und webte, und seither manchen Nachfolger gehabt hat. Ebenso darf nicht übersehen werden, daß er ein Mann war von starken Leidenschaften und Gefühlen, sowohl im Guten als im Bösen, und daß das, was man zu seiner Zeit Philosophie nannte, ihm die Grundsätze entzogen, worauf sein besseres Wesen hätte fußen können, während es zum Ersatz ihn einzig die Kunst lehrte, seine Gefühle vor andern, oft gar vor sich selbst zu verbergen.

Seit seinem Abgange von Paris hatte sein besserer Geist immer mehr Raum gewonnen, denn er war nicht mehr so oft der Versuchung zum Bösen ausgesetzt, während sich öfter Gelegenheit bot zu Uebung

des Guten. In neuen Verhältnissen und Beschäftigungen lernte er Vergnügungen verabscheuen, die er früher gesucht zur Uebung eines kühnen, thätigen Geistes und zur Befriedigung einer heftigen reizbaren Stimmung. Der Spieltisch war sein Hauptvergnügen gewesen, und er hatte solche Spiele vorgezogen, in die sich Glück und Geschicklichkeit theilen, weil hier Erwartung und Bangigkeit sein Herz aufregten, während sich der Kopf im Nachdenken üben mußte. Auch that er sich auf die Entfaltung einer gewissen stoischen Apathie in den Wechselfällen des Spiels etwas zu Gute, obgleich es nur eine geborgte Maske war. Aber seit seinem Abgange von Paris hatte er keine Karte mehr gesehen, geschweige berührt. Er fand Beschäftigung in der Nachbarschaft des kleinen Hauses unfern der Stadt Agen, das ihm seit zehn Jahren zur Wohnung diente, und das beschränkte Einkommen, das ihm geblieben, reichte hin unter den Landleuten der Umgegend viel Gutes zu stiften. Er schlichtete Streitigkeiten, half den Armen, erzog die Jüngern, stand den Alten mit gutem Rathe bei, und bei seiner frugalen Lebensweise drückte ihn niemals die Noth, schlich sich nie das Bedauern über verschwundene Ueppigkeit in seine Brust. Noch immer weilte in seinem Hause das liebe Kind, das er adoptirt hatte. Vielleicht daß diesem Vorgange zumeist — denn an Nebenursachen mochte es auch nicht fehlen — die auffallende Aenderung in den Sitten, wo nicht gar im Charakter des Abbé, zuzuschreiben war. Abgesehen davon, daß ihm

das neue Familienglied genügende Beschäftigung für jeden müßigen Augenblick bot, daß sein Geist in gehöriger Uebung und Spannung erhalten wurde, während seine Philosophie einen unerschöpflichen Gegenstand der Speculation gewonnen, liegt überdieß, wenigstens meines Dafürhaltens, in der reinen, einfachen, kindlichen Unschuld ein gewisses Etwas, ein Duft, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, von der Hand Gottes selbst ausgegossen, der sich Allen mittheilt, die in seine Nähe kommen. Es ist ein reinigendes, heiligendes, segnendes Gefühl, hervorgerufen durch den Anblick der Schuldlosigkeit die man lieben, deren Verlust Jeder an sich bedauern muß.

Gerade dieser letztere Umstand war so recht ein Gegenstand der Spekulation für den Abbé. Oft wenn er den Spielen und Sprüngen des Kindes stundenlang mit Vergnügen zugesehen, gieng er ins Freie, den benachbarten Hügel besteigend, mit zu Boden gesenkten Augen, in Gedanken vertieft, nach der Ansicht der Landleute traurig gestimmt, aber mit gereinigter Freude im Herzen, wie er sie in den Scenen wilder Lust und Ausgelassenheit nie empfunden.

„Seltsam," murmelte er in sich, „wirklich seltsam! Ich fühle mich besser, weiser, glücklicher, und all das durch den Umgang mit einem Kinde?"

So verstrichen ihm die Tage fast so kurz als die Worte, womit wir des Verlaufs von achtzehn Jahren erwähnten. Aber noch war kaum die Hälfte des Zeitraums abgelaufen, als eine bedeutende Ver-

änderung in den Glücksumständen des Abbé sich zutrug. Nicht nur gelangte er plötzlich zu größerem Ueberfluß als er je gekannt, sondern sogar zu einem bedeutendern Reichthum als er jemals erwarten durfte. Nicht, daß seine Benefizien nach Befriedigung der Gläubigeransprüche seiner eigenen Nutznießung wieder anheimgefallen wären, denn dazu bedurfte es eines längern Zeitabschnitts, sondern gegen das Ende des neunten Jahrs kam ihm die Botschaft zu, daß der Sohn seines Oheims, des Grafen von Castelneau — der einzige noch lebende Sohn — man erinnere sich, daß der ältere um die Zeit des Anfangs unserer Erzählung im Felde geblieben — gefährlich krank sey.

Die Botschaft schien geringen Eindruck auf ihn zu machen, denn der junge Mann war noch ein Knabe gewesen, als der Abbé seinen letzten Besuch in den Mauern des Schlosses Castelneau abstattete. Er hatte seinen ältern Vetter aufrichtig geliebt, hatte ihn innig und tief bedauert, als er an den Ufern des Rheins fiel, aber seine eigene Aufführung hatte ihn viele Jahre von der Schwelle des edlen Verwandten ausgeschlossen, und an dem Erben des hohen Hauses nahm er nicht den geringsten Antheil.

Bald darauf vernahm er den Tod des Jünglings. Seine Theilnahme beschränkte sich auf die Worte: „Der arme Junge!" Doch fügte er bei: „Nun, wär' ich habsüchtig, würde ich mich dem Alten zu Füßen werfen, Reue bekennen für meine vergangenen Irrthümer, die reiche Erbschaft erschleichen neben dem

alten Schlosse, das ohnedieß mein ist — falls er sich nicht nochmals verheirathet und einen Erben bekommt. Aber nichts will ich thun von all dem. Er benahm sich grausam gegen seinen ältesten Sohn, hart gegen sein unglückliches Weib, streng und ungerecht gegen mich und ich will mich nicht vor ihm krümmen. Schalte er mit seinem Reichthum nach Belieben, ich habe genug der lieben kleinen Annette eine Mitgift zu geben, und damit sey die Sache abgethan."

Wirklich besuchte er seinen Oheim nicht und trat überhaupt in keinerlei Verkehr mit ihm, und es läßt sich denken, daß Jener eben so wenig Notiz von dem Neffen nahm. Bald darauf sprach der Bischof von Toulouse auf einer Reise durch diese Gegend bei dem Abbé ein, und war auf ein Paar Tage sein Gast, da er über mehreres, die benachbarten Distrikte betreffende, Auskunft zu erhalten wünschte, dazu sich Niemand besser eignete als der Abbé. Dieser bewirthete seinen Gast mit studirter Einfachheit, die dem guten Prälaten zwar etwas ergötzlich vorkam, dennoch aber seinen Beifall hatte. Allerdings bekam das gewöhnliche Frühstück, Mittag- und Nachtessen einen Zusatz, aber nur in der Quantität, keineswegs in der Qualität. Annettens Anblick überraschte den Prälaten, das Mädchen sagte ihm zu, machte ihm Freude, und als sie einmal das Zimmer verließ, fragte er nach ihrem Namen.

„Annette von St. Morin," erwiederte der Abbé trocken.

Der Bischof lächelte. „Doch nicht Ihr eigen Kind, Herr Abbé, hoffe ich?“ fragte er.

„Ja, gnädiger Herr!“ war die Antwort, der er mit tiefem Bückling und scoptischem Blicke gleich darauf beifügte: „mein Kind durch Adoption und Neigung, nichts weiter.“

Der Bischof erwiederte nichts, verabschiedete sich am andern Morgen, und ein paar Monate verließen wieder auf die gewöhnliche Weise, ohne irgend ein der Erwähnung werthes Begegniß. Aber unvermuthet hielt ein Courier auf schäumendem Rosse vor der Wohnung des Abbé, der sich gerade die Treppe hinab in den kleinen Hausgarten begeben wollte. Der Courier händigte ihm mit tiefer Verneigung einen Brief ein, dessen Adresse der Abbé mit demselben ruhigen unveränderten Gesicht durchlief, das ihm nun ganz zu eigen geworden war.

Die Ueberschrift lautete: „An den Abbé Grafen von Castelneau zu Castres bei Agen.“ Das Siegel war schwarz, der Abbé erbrach es, und fand ein Schreiben von dem Ortsgeistlichen, zu dessen Kirchspiel das Schloß Castelneau gehörte. Es enthielt die Nachricht von dem Dahinscheiden seines Oheims, der ohne letzten Willen verstorben sey, da er an seinem Todestage ein nicht lange zuvor aufgesetztes Testament vernichtet habe.

So fand sich der Abbé auf einmal im Besitze von Rang und Reichthum, aber er nahm die Botschaft ohne die geringste Veränderung in Gesicht und Hal-

tung auf, und befahl blos die einfache veraltete Chaise mit den lang geschweiften Maulthieren, deren er sich seit seinem Abgange von Paris zu seinen Ausflügen in den Umgebungen von Agen bedient, in Bereitschaft zu setzen.

Obgleich sich das Fuhrwerk allen Staub und Schmutz angeeignet zu haben schien, der seit mehr als einem Jahrhundert auf den benachbarten Straßen gelegen, war doch alles nach Ablauf der nächsten zwei Stunden fix und fertig. Der Abbé stieg zuerst ein, Annette und Donnine folgten, der alte Diener in der grauen Livrée stieg auf den Bock, und, wie er bisher das Geschäft des Gärtners und Lakayen in einer Person vereinigt, legte er sich nun auch das des Kutschers bei. Die Reise nahm mehr als einen Tag in Anspruch, wie Landeskundige wohl einsehen werden, obgleich wir die Bemerkung beifügen müssen, daß hier nicht von dem Castelneau im Herault die Rede ist, sondern von dem gleichnamigen Orte, der, von Cahors auf vier bis fünf Meilen entfernt, in einem der malerischsten wunderschönsten Theile Frankreichs liegt. Es gibt noch zwei bis drei andere Orte gleiches Namens, wovon einer, derselben Familie angehörig, bei Auch liegt. Ueberall, wo sich der Name Castelneau findet, wird sich ihm eine Gegend von Wald, Wasser und Felspartien anschließen, eine Gegend von malerischer Schönheit und reich gesegnet mit jenen traulichen Stellen, wo Dichter und Maler gerne weilen und träumen. Das Castelneau bei Auch, obwohl da-

mals und vielleicht auch noch jetzt im Besitze eines Schlosses, wurde von dem Grafen von Castelneau nicht bewohnt; der Ort, wohin der Abbé seine Schritte lenkte, lag in Quèrcy unweit Figeac.

Annetten von St. Morin, so nannte man das Kind, kam alles neu und reizend vor, so daß wenigstens ihr die Reise sehr kurz wurde. Der Abbé seinerseits verrieth keine Ungeduld, aber dennoch ließ er die Maulthiere möglichst antreiben, da die Leichenfeier bis zu seiner Ankunft verschoben war.

Endlich erreichte er das Schloß seiner Väter, wahrscheinlich das älteste in Frankreich, denn noch immer stehen mehrere seiner Theile, wie sie sich in den finstern Zeiten der Merovinger über den Boden erhoben. Die Dienerschaft, in Trauer gehüllt, und nicht ohne eine Beimischung von Freudengepränge, harrten des neuen Gebieters im großen Saale, aber der Abbé schritt durch die Doppelreihe hin, ohne von irgend Jemand Notiz zu nehmen. So erreichte er das zu seinem Empfang eingerichtete Zimmer, wo ihn der Ortsgeistliche und der erste Notar von Figeac empfingen.

Die Leichenfeier ward mit großem Pompe begangen. Der Abbé nahm unbestritten Besitz von der Erbschaft, und in Gesellschaft des Notars erbrach er die Siegel an den Zimmern, und untersuchte die unzähligen Papiere des Verstorbenen.

Für ein Wesen von einigem Gefühl ist eine solche Besichtigung nachgelassener Papiere und Briefe immer

eine schwere traurige Aufgabe. Da liegen sie vor uns, die Zeugen vergeblicher Neigung, vereitelter Hoffnungen, einer Zärtlichkeit, vielleicht übel angebracht, vielleicht gar vom Schicksal zur Geißel bestimmt für das Herz, dem sie entquollen. Blatt für Blatt haben wir im Bereich Eines Blickes und Moments die Geschichte eines Menschenlebens und deren traurige, ergreifende Moral. Das Bild jeder wonnigen Freude, der ganzen innigen, häuslichen Seligkeit breitet sich vor uns aus, aber mit der schrecklichen Inschrift, gezeichnet von der Hand des Todes: „Das Alles ist auf immer dahin, und so wird es sich gleicherweise bald auch mit dir verhalten."

Ob der Abbé, nunmehriger Graf von Castelneau, den *gleichen* Gefühlen Raum gegeben, ließ sich aus seinem Aeußern nicht entnehmen. Er erschien nach der Besichtigung nicht heiterer noch trauriger, denn zuvor. Aber Eines fand er unter den Papieren, das jenes mehrfach erwähnte schwache, zweideutige Lächeln auf seiner Lippe hervorrief. Es war ein Brief des Bischofs von Toulouse an den verstorbenen Grafen, wenige Monate vor des Letztern Tod geschrieben.

Der Bischof verbreitete sich über des Abbé gegenwärtigen Wandel, so wie über seine Verhältnisse, stellte ihn als gänzlich bekehrt und von den frühern Fehlern gereinigt dar, schilderte sein gegenwärtiges Leben als ehrenhaft und nützlich, und verschwieg nicht, daß er unter seiner Umgebung viel Gutes thue.

Der Abbé versiegelte den Brief und schrieb unter

die Adresse: „Mein Charakter während meines Aufenthalts bei Agen.“ Uebrigens zweifelte er so wenig als der Leser, daß ihm das Zeugniß des Bischofs den Besitz der reichen Erbschaft verschafft habe. Es ließe sich fragen, ob sie ihn glücklicher machte und die Antwort würde ausfallen, „dem Anschein nach nicht.“ Er war nicht heiterer denn zuvor, eher das Gegentheil, sein Ernst verwandelte sich in ein düsteres Wesen, eine Traurigkeit kam über ihn, die nicht einmal die Gegenwart des Wesens, das er unter Allem auf Erden zumeist liebte, seiner eigenen kleinen Annette, wie er sie zu nennen pflegte, zerstreuen konnte.

Seine Lebensweise blieb mit geringer Abänderung dieselbe, obwohl er die nöthigen Anstalten machte, sich seiner Verpflichtungen gegen die Kirche zu entledigen. Als dieß in der Nachbarschaft ruchbar wurde, hieß es allgemein, der Graf wolle heirathen um einen Erben zu bekommen, er sey noch ein junger Mann und ein hübscher Mann, der in frühern Zeiten die Weiber nur zu gerne gesehen. So war es wirklich nicht wahrscheinlich, daß er allein bleiben würde, und Jedermann sagte Annetten von St. Morin eine baldige bedeutende Veränderung im Benehmen ihres Adoptivvaters voraus, denn der Haushalt, dessen Stolz und Freude sie bisher gewesen, werde eine neue Gebieterin nicht lange vermissen.

Aber der Graf rechtfertigte diese Prophezeiungen nicht. Trotz seines Austritts aus der Kirche behielt er in seiner Kleidung die bisherige ernste Farbe bei, setzte

seine ausnehmend frugale und einfache Lebensweise fort, und zeigte einen großen Widerwillen gegen Alles, was man Gesellschaft nennt. Nach damaliger Sitte hätte er bei seinem Rücktritt in die Welt mehrere geistliche Renten und Einkünfte beibehalten können, das mochte er aber nicht, vielmehr bezahlte er alle seine Schulden, und gab sämmtliche Benefizien, Gehalte und Nutznießungen, die vor dem Tode seines Oheims den Grundstock seines Einkommens gebildet, an die Kirche zurück. In Verwaltung seines eigenen Vermögens war er freigebig und mildthätig gegen Andere, obgleich sparsam an sich, und hätte er nach solcher Ehre gestrebt, er würde sich den Ruf eines Heiligen erworben haben. Allein dergleichen Auszeichnungen ambitionirte er in keiner Weise.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

James, G. P. R., / Notter, Friedrich, / Pfizer, Gustav,

G. P. R. James' Romane

Bd.: 53

Stuttgart 1842

P.o.angl. 590 r-53/58
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10753208-5